

Freitag, 30. Mai 2008

Tierisch ernst gemeint

Meine Kampagne gegen das Aussterben. Welche sicherlich die Welt der Öffentlichkeit mit großer Wahrscheinlichkeit nicht erblicken wird. Aber die Idee war nun mal da. Was soll man da machen?

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 15:55

Ein faires Angebot an die vielen tollen Angebote

Hört einfach auf damit. Schluss. Aus. Vor lauter Angeboten - welche die Marken- und/oder Produktleistung mindern - sieht man die Marken ja gar nicht mehr und von den Produkten ist auch nichts mehr zu sehen. Die Störer sind ja größer als die Markenlogos und Produktabbildungen. Das kann auf Dauer nicht gut gehen. Früher hieß es immer wenn man zum Kunden kam: Produkt größer und Logo größer. Heute heißt es nur noch – Angebot größer. Das Suchen nach dem ultimativen Angebotstrick ist doch mehr eine Beschäftigungsmaßnahme. Hand aufs Herz, welches Angebot - das die Marken und/oder Produktleistung mindert - hat denn funktioniert? Wirklich funktioniert? Wenn man alles abzieht, was es gekostet hat und was man weniger bekommen hat und was auf Kosten der Marke und des Produktes ging? Angebote funktionieren nicht. Noch schlimmer, wenn es alle machen, machen sich alle den Markt kaputt, in dem sie selbst sitzen. Angebote - - welche die Marken- und/oder Produktleistung mindern - sind wie Abrissbirnen. Mit jedem Schlag ist weniger da. Und wenn alle auf einen Markt hauen mit ihren Angeboten, dann ist da schnell nichts mehr, was ein Kunde anziehend finden könnte. Ein Beispiel, die Automobilindustrie. Alle machen da schon lange Angebote - welche die Marken- und/oder Produktleistung mindern. So, dass die Wertvorstellung der Kunden gegenüber dem Produkt Auto kleiner und kleiner wird. Das ehemalige Statussymbol Auto, das einem das Gefühl von Freiheit, Unabhängigkeit und Wohlstand verliehen hat, verliert diesen Glanz mit der Zeit. Wissen sie, woran man das am besten messen und sehen kann? Früher hat fast jeder Autobesitzer einmal die Woche sein bestes Stück – das Auto – gewaschen. Und heute verzeichnen die Waschstraßen jedes Jahr sinkende Zahlen. Die Angebote haben die Liebe zum Auto kaputt gemacht. Der so wichtige ideelle Mehrwert ist nicht nur geschrumpft sondern liegt schon lange unter dem Preis, den die Hersteller gerne für ein Auto hätten. Und die Talfahrt geht weiter. Angebote höhlen einen Markt von innen aus. Nicht China oder Billiglohnländer sind eine Gefahr für den Standort Deutschland sondern diese Angebotsmentalität. Diese unglaublich dumme Idee, ständig neue Angebote zu kommunizieren, welche den Wert des Produktes emotional und rational nach unten ziehen. Wertschöpfung kann nur da entstehen, wo Wertschätzung anzutreffen ist. Aber nein, immer dümmere Angebote werden formuliert. Angebote, die alle mit den Primärnutzen nichts zu tun haben: Freiheit, Sicherheit, Unabhängigkeit, Gesundheit, Wohlstand... Das Fernsehen ist auch so ein Beispiel für den Untergang durch Angebote. Was hatte Fernsehen damals für einen Status. Die Tagesschau sehen. Die Sportschau. Einen Fernseher besitzen. Und heute? Da ködern Massen von Sendern mit noch mehr Massen von unglaublichen Angeboten, die vor allem eins bewirken: Dass einem die Lust am Fernsehen vergeht. Heute muss man sich ja entschuldigen, wenn man vor dem Fernseher angetroffen wird. Hast du nichts Besseres zu tun, als vor der Glotze zu sitzen? Früher traf man sich und die Werbepausen hat man freudig genutzt, um noch eine Stulle zu schmieren, schnell aufs Klo zu gehen oder was auch immer. Das ehemalige Fenster zur Welt hat von dem Staus und Nimbus so gut wie alles eingebüßt. Und was machen die? Noch mehr Angebote, die diesen Trend noch schneller vorantreiben. Und so sieht es fast in allen Märkten aus. Das Angebot in Form von Preis, On-Pack, Finanzierung, alles was kein Marken- oder Produktversprechen ist, hat die Oberhand und zermürbt so einen Markt nach dem anderen. Und alle machen mit. Keiner kommt mal auf die einfache Idee zu sagen: Die Angebote bringen nichts, ganz im Gegenteil, die schaden uns nur. Wir hören auf damit und machen wieder Marken- und Produktversprechen, die auf das Konto des Primärnutzen einzahlen. Denn wenn das auch nichts bringt, ist das immer noch besser, als die zusätzliche Zerstörung der Marken- und Produktwerte durch diese unsäglichen Angebote. Die Menschen konsumieren das, was sie wollen und das, was sie brauchen. Manchmal ist es das dasselbe, manchmal nicht. So einfach ist das. Und es ist doch viel schwerer durch die ganzen Angebote sich einen Durchblick und Überblick zu verschaffen, als wenn jemand den Quatsch lässt. Die Leute kennen kaum die Marken oder die Produkte, aber die Angebote, die sollen sie sich so einfach und schnell merken? Das ist doch Blödsinn. Die Wertschätzung, welche der Marke und dem Produkt entgegengebracht wird, ist ausschlaggebend. Die Marketingbudgets werden doch ohnehin ausgegeben. Darum meine Bitte - hört auf mit den Angeboten und stellt die verrückte Welt der Angebote, die offensichtlich auf dem Kopf steht, wieder auf die Beine. Ihr sägt den Ast ab, auf dem ihr sitzt. Kommt wieder zurück zur Tagesordnung, Wertschöpfung durch Wertschätzung.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 11:56

Mittwoch, 28. Mai 2008

note. Die dunkelblaue Phase

Am 24. März 1998 wurde die note 10 Jahre. Ein Widder wie ich. Da haben wir uns entschlossen, nach der hellblauen note-Phase der vergangenen 10 Jahre, nun die dunkelblaue note-Phase der kommenden 10 Jahre ins Leben zu rufen. Wir haben es einfach getan. Lieber eine gute Idee heute, als eine perfekte morgen. Und so haben wir uns mit der neuen CI selbst beschenkt. Einem neuen wunderschönen und sündhaft teuren Fedrigoni Papier, einem neuen Logo und vielen anderen neuen schönen Details, die schon umgesetzt sind und noch umgesetzt werden. Mir fällt dabei auf, was das für einen Spaß bereitet, in Qualität denken und handeln zu können und zu dürfen, geradezu zu müssen, auch wenn es eventuell keiner bemerkt. Es tut einem selbst unglaublich gut. Und was uns gut tut, davon profitieren auch alle anderen, die gerne an und von uns profitieren wollen. Es ist eines der wohl befriedigendsten und wohltuendsten Gefühle, in Qualität agieren zu können. Wenn ihr das Papier nur spüren könntet. Die Qualitätsführerschaft immer im Visier zu haben und wenn es nur für einen selbst ist, ist eine sinnvolle und erstrebenswerte Herausforderung. Denn man wird mit Lust, Begeisterung und Leidenschaft besser und besser. Und irgendwann fällt es dem Ersten positiv auf und dann dem Nächsten und dann....

Geschrieben von Christof Hintze in Werkverzeichnis um 10:00

Dienstag, 27. Mai 2008

Ich glaub, ich träume

Gerne und viel. Ständig und überall. Tag und Nacht. Schönes und schreckliches. Hier und da. Drinnen und draußen. Mit offenen und geschlossenen Augen. Beim sitzen, fahren, laufen, essen, stehen, liegen. Ich träume für mein Leben gerne. Ich male es mir aus. In den Träumen überwindet man auf wundersame Weise die Realität. Nicht die Ganze, aber genau den Teil, der einen an der Realität stört. Beim Träumen kann man sein Gefühl positiver stimmen. Sich mehr vom Gefühl und der Lust treiben lassen. Alles wird sanfter, bunter, schöner und runder. Träumen ist wie in einem Bild von Monet leben, zu den Klängen von Mozart oder Jack Johnson. Ich kann mir alles aussuchen, wie es mir gefällt. Ich kann denken, was ich will. Das weglassen von Realitäten und Wirklichkeit macht den Moment und den Tag einfach besser, besser als er eventuell wirklich war. Na und. Ist doch in der Erinnerung viel schöner so. Es ist gut, die Realität mit schönen Farben auszumalen und Ecken und Kanten, an denen man sich nur verletzen könnte, einfach abzurunden. Die Welt in meinen Träumen ist um so vieles besser als die andere. Somit werde ich mehr vom Idealismus getrieben. Wie es sein sollte und könnte. Das mache ich solange, bis es so ist. Immerhin bin ich der Werbegott. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 07:54

Sonntag, 25. Mai 2008

zuchtpflanzen

Geschrieben von Peter von Felbert in Flora um 20:52

Freitag, 23. Mai 2008

fruehlingsbaeume

Geschrieben von Peter von Felbert in Flora um 18:58

Mittwoch, 21. Mai 2008

Und fast alle wundern sich

Dinge passieren. Ständig und überall. Jedem und allen. Normales, Seltsames, Überraschendes, Freudiges, Langweiliges, Wunderbares, Unerwartetes bis hin zu Unvorstellbarem. Und wenn es wieder und wieder passiert, dann wundern sich die meisten. Wie konnte das nur passieren? Uns, mir, ihm, ihnen und denen. Die Dinge laufen nicht nach Plan und man wundert sich. Die Dinge laufen aus dem Ruder und man wundert sich. Die Dinge laufen ganz anders als erwartet und alle wundern sich. Damit hat niemand gerechnet. Damit konnte auch niemand rechnen. Und das allgemeine Wundern tritt ein. Warum ich? Warum wir? Warum die? Warum da? Warum jetzt? Warum erst dann? Das Wundern nimmt einen immer größer werdenden Teil in unserer Gesellschaft ein. Es gibt immer Gründe und Anlässe, sich wirklich zu wundern. Früher war das nicht so, wen wundert's? In Zukunft werden wir einen Großteil unserer gedanklichen Kraft auf das Wundern verwenden. Denn immer groteskere, absurdere und unnormalere Dinge passieren. Wir entdecken immer Gründe und Abgründe, uns zu wundern. Das verwunderte Kopfschütteln wird zu einem Zeichen unserer Zeit. Wie konnte nur? Hätte man nicht? Das Unglaubliche tritt über zur Tagesordnung. Man wundert sich von einem Ereignis zum anderen. Aber auch im Kleinen wundert man sich. Über sich selbst wundert man sich auch immer mehr. Und dann wundert man sich, wie schnell etwas geht. Oder wie weit. Oder wie hoch. Immer mehr Türen werden geöffnet, durch die wir alle schreiten, ob wir wollen oder nicht, um dahinter wieder etwas zu entdecken, über das wir uns wirklich wundern. Wussten Sie eigentlich? Haben Sie schon gehört? Das Normale an unserer Welt haben wir förmlich gefressen. Es scheint uns zu langweilen. Wir werden nur noch mit Dingen konfrontiert, die uns wundern – sollen. Und auch wir fangen an, nur noch Geschichten zu erzählen, über die sich andere wundern – sollen. Also ich wundere mich immer mehr über das, was alles so passiert. Aber im Gegensatz zu früher möchte ich über das meiste nicht mehr wissen, als das, was ich weiß und das mich wundert. Mein Interesse, vielen Dingen auf den Grund zu gehen, nimmt rapide ab. Es sind einfach auch zu viele Aspekte, die mich plötzlich wundern. Somit bleibt mir oft nicht mehr als mich nur zu wundern, um es dann einfach abzuhaken. Ich erfreue mich zunehmend an allem, was wenigstens normal läuft und oder ist. Normalität erscheint mir in einem ganz neuen Licht. Sich nicht wundern müssen, ist doch auch mal schön. Ein gutes Gefühl.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:38

Dienstag, 20. Mai 2008

Es ist doch nur ein Spiel

Der Unterschied zwischen dem, was wirklich ernst ist und dem, was eigentlich nur ein Spiel ist, ist vielen nicht wirklich geläufig. Es heißt z.B. deshalb Fußball spielen. Wer spielerisch an die meisten Dinge geht, kommt nicht nur weiter, sondern hat zudem auch noch wesentlich mehr Spaß daran. Einen spielerischen Aspekt in die Dinge des Alltags zu projizieren, hat weitaus mehr Vorteile als Nachteile. Trotzdem ist die ernste Variante wesentlich mehr verbreitet und weitaus mehr bevorzugt. Der Ernst der Dinge wird überall heraufbeschwört und wer den nötigen Ernst vermissen lässt, der darf sich nicht wundern. Ich bin nicht dieser Überzeugung. Überhaupt nicht. Ernst erzeugt Druck, Stress und Angst. Was unweigerlich dazu führt, dass diese emotionalen Begleiterscheinungen jedes Ergebnis negativ beeinflussen. Die Menschen spielen für ihr Leben gerne, miteinander und gegeneinander. Wenn dem so ist, warum verdammt man das Spiel aus dem Bereich des Lebens, in dem die schöpferische Kraft den Output positiv beeinflussen kann. Da wird plötzlich alles todernst, anstatt mit spielerischen Akzenten das Ergebnis zu beschleunigen und positiv zu beeinflussen. Wir lieben Fußball und alle Arten des Spiels. Wir identifizieren uns mit Spielen und Spielern, mit Mannschaften und Sportgeräten, mit Wimpeln und Logos. Dieses Übermaß an Kompensation dieses Bedürfnisses ist ein Ausdruck dafür, dass es uns im Alltag daran mangelt. Man müsste eine ganze Business-Spiel-Industrie ins Leben rufen, die Spiele am Arbeitsplatz entwickelt und die alle mit Begeisterung spielen können. Spiele, die zu wichtigen, relevanten Ergebnissen führen. Spiele, die dabei maßgeblich die Mitarbeiter unterstützen, zu besseren Ideen zu gelangen. Damit die Zeit wie im Flug vergeht. Mehr dabei raus kommt. Die Identifikation größer wird. Firmen können von Unternehmen wie Fußballvereinen da etwas lernen und abschauen. Also nicht von allen. Um genauer zu sein, hier zu Lande genau von einem Verein. Aber egal. Es geht ja nur um das Beispiel. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 07:36

Montag, 19. Mai 2008

Allein

Man kommt allein zur Welt und verabschiedet sich von dieser auch ganz allein. Allein das müsste einem zu denken geben. Wir sind oft allein. Mit uns allein. Oft sehe ich Männer allein Rennrad fahren. In den meisten Autos sitzen Menschen ganz allein. Viele Büros setzen Menschen allein in ein Zimmer. Vieles können wir auch nur allein machen. Einiges wollen wir nur allein machen. Und wenig aber nicht unerhebliches dürfen wir nur alleine machen. Ich schreibe völlig allein. Allein mit meinen Gedanken. Allein mit meiner Tastatur. Ich glaube, die natürliche Sehnsucht nach Gemeinschaft ist so groß, weil wir in Wirklichkeit viel allein sind. Vor allem ungewollt. Die meisten Entscheidungen treffen wir allein. Die meisten Gedanken tauschen wir mit uns allein aus. Auch Befürchtungen, Vorfreude, Trübsal und große Erfolge machen wir mit uns allein aus. Auch wenn viele Menschen um uns sind, sind wir meist allein. Allein die Distanz zu unserer Umwelt nimmt ständig zu. Im Flieger sitzen 180 Menschen allein auf dem Flug von München nach Düsseldorf. Ich steige ein und kenne niemanden und ich steige aus und kenne niemanden. Im Zug sitzen 400 Fahrgäste meist völlig allein. Es ist seltsam aber Wirklichkeit - sogar unter vielen Menschen sind wir auf uns allein gestellt. Manchmal beobachte ich völlig unbekannte Menschen. Und dann fällt mir auf, dass diese isolierte mir unbekannte Person ein Eigenleben hat. Mit allem, was dazu gehört. Tanten, Onkel, Glück, Urlaub, Wohnung, Opa, Liebe, Enttäuschungen und allem, was zu einem Menschen dazu gehört. Dann fällt mir auf, dass jeder Mensch ein komplexes und komplettes Eigenleben hat und das über Generationen hinweg. Wahnsinn denke ich dann immer. Dieser Mensch, der da ganz alleine steht, der war Weihnachten vielleicht bei seinen Schwiegereltern. Oder schon mal in Tibet. Der könnte auch schon mal mit dem Fallschirm abgesprungen sein. Alles ist möglich. Aber alles das behält er für sich allein. So gehen wir an unzähligen Geschichten vorbei, die wir nie erfahren werden. Ganze Städte sind voller solcher Menschen und Geschichten und ich kenne nicht mal eine Geschichte, geschweige eine Person. Wenn es diese Stadt nicht geben würde, würde es mir nicht mal auffallen. Und das gilt nicht für Deutschland, sondern insbesondere für den Rest der Welt. Ich kenne sogar Millionenstädte nicht. Wahnsinn, denke ich mir dann. Diese vielen mir völlig unbekannt Menschen. Dann wird mir klar, wie allein man letztendlich doch ist. Und bleibt. Und allein sein eigentlich nicht das Problem sein kann, sondern das Gefühl von ungewollter Einsamkeit.

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 07:33

Donnerstag, 15. Mai 2008

stadtpflanzen

Geschrieben von Peter von Felbert in Flora um 17:49

isarsurfer

Geschrieben von Peter von Felbert in Deutschland ein Sommermärchen um 16:58

Mittwoch, 14. Mai 2008

Bei der Arbeit, ein Making-of

Für alle, die Lust haben Peter von Felbert [Foto] und mich, Christof Hintze [Konzept] mal bei der Arbeit [Kunde LHI] zu beobachten. Dieser Making-of Film zeigt uns [note werbeagentur] im Frühjahr 2008 bei der fotografischen Umsetzung für den diesjährigen Performance Bericht unseres Kunden. Ist ein ziemlich ambitioniertes Konzept. Und ein schöner Beweis dafür, dass gute Werbung nur da entstehen kann, wo auch gute Kunden sind. Das muss passen. Das musste ich jetzt nicht sagen, das wollte ich sagen. Ach noch was. Der Bart ist längst wieder ab. Peter kann auch wieder Handstand. Und das endgültige gedruckte Ergebnis hat uns alle begeistert. Auch den Kunden! Aber überzeugt Euch doch selbst:Die deutsche VersionDie englische Version

Geschrieben von Christof Hintze in Werkverzeichnis um 14:36

Sonntag, 11. Mai 2008

Teil 1. Das Spiel. La partie. [Das Buch]

Vorwort:

Das Gleiche ist nicht Dasselbe. Das ist man sicher. Eine deutsche Biographie über die Kollektivschuld? Nein! Eher über die kollektive Unschuld? Das muss jeder selbst entscheiden. Man wird sehen. Eine Erzählung, die nicht bedrückend und anklagend sein will, sondern erfreulich offen, erfrischend und unterhaltsam sein möchte. Die aus dem Inneren erzählt, was draussen vor sich geht. Die den langsamen Weg der schüchternen Annäherung erzählen möchte. Die seltsame Auseinandersetzung mit der Schuld die zugleich auch eine Unschuld ist. Und welche Blüten diese so treibt. Die Schuld und/oder Unschuld. Die Unwissenheit über die Schuldfragen. Die Naivität im Umgang mit der Unschuld. So eine Art Romeo und Julia auf Länderebene. Eine francophile Familie in Deutschland. Eine francophile Familie in Frankreich. Der Ernst des Lebens, die beiden Seiten, sehr einseitig betrachtet. Ein Rückblick in die Begegnung zweier Kulturen, zweier Nachbarn, zweier Erzfeinde, zweier Geschichten die nicht enden wollen und immer weiter fortgeschrieben werden. Ein Rückblick, der zugleich einen Einblick über den Status gewährt und einen Ausblick zulässt. Zwei die sich am Ende lieben müssen. Sicherlich auch werden. Wenn genügend Gras über die Sache gewachsen ist. Wie die eigene Lebensgeschichte beweist. Damit es ein europäisches Happy-End auf der ganzen Linie gibt. Sonst wäre alles umsonst gewesen. Helmut und Giscard. Helmut 2 und Francois. Die EU. Der G7 Gipfel. Völler in Frankreich. Alles wäre umsonst gewesen. Aus der einfachen Sicht des Spiels, dass nicht nur ein Spiel sein kann. Aus der einfachen Sicht eines Lebens. Aus der einfachen Sicht der Gegensätze, Beobachtungen und der daraus resultierenden Biographie. Deutschland : Frankreich. Und warum Gegensätze sich doch vielleicht anziehen. Warum Anziehendes sich so abstoßen kann. Deutschland will und braucht so dringend deine uneingeschränkte Liebe - Frankreich. So sehr. Stoß uns nicht zurück. Bitte zier dich nicht so. Stell dich nicht so an. Vergebe uns. Liebe uns. Denn wir wollen dich so gerne lieben. Denn, wenn Du uns lieben kannst, dann sind wir endlich befreit. Befreit von einer Schuld, die uns nicht loslässt. Denn wenn Du uns liebst, dann ist unsere Unschuld besiegelt. Nach nichts mehr sehnen wir uns. Also, das Spiel kann beginnen. Das Buch:Boule ist ein Spiel. Es ist doch nur ein Spiel würden einige – leichtfertig - mutmaßen. Weitestgehend, bis gänzlich kämen diese unwissenden Äußerungen sicherlich nicht von Franzosen. Pas du tout. Auf diese unbedachte Äußerung würde man einem Franzosen nur ein „Boche!“ entlocken. Das Kosewort der Franzosen für die barbarischen Deutschen. Die Bedeutung ist nicht ganz klar, sie liegt höflich ausgedrückt bei „Dickschädel“. Aber sie geht auch noch weiter, viel weiter. Boule ist ohne Zweifel ein französisches Spiel. Keine Ahnenforschung wird einen anderen Ursprung, als einen französischen, entdecken. Nicht wie Backgammon, dass schon 7.000 Jahre vor den Zockern in den Cafés im sandigen Ägypten ganze Dynastien eventuell ruiniert hat. Keine Höhlenmalerei in Australien, die kleine Männer mit Kugeln um sich werfend zeigen. Nichts. Geboren, gewachsen, gespielt und gestorben in Frankreich. Der Todestag muss somit der aller letzte der Zivilisation sein. Oder ein missglückter französischer Atomversuch. Oh, la, la. Das jüngst Boulegericht so zusagen. Boule ist ein Nationalsport. Habe ich aus Versehen „ein“ gesagt? Falsch! Ich meinte natürlich „der“ Nationalsport. Wenn Frankreich eine unbemannte Raumkapsel ins all schießen würde, auf dem Weg in ferne Galaxien, mit den wichtigsten weltlichen Botschaften für das Universum. Dann lägen da hundertprozentig 3 nagelneue Sätze polierter „Obut Match plus“ Kugeln drin. Das Spiel das man ohne weiteres nicht wirklich zu den klassischen Sportarten zählen kann. Darf? Soll? Muss? Diese Formulierung ist zugegebenermaßen grenzwertig. Aber es geht nun mal nicht anders. Was man unter anderem daran erkennt, dass man noch nie eine Begegnung im Fernsehen hat verfolgen können. Nicht mal die Boule Weltmeisterschaften flimmern über Eurosport. Und in diesem Restsportweltverwertungskanal, da kann man sogar Snooker, Cricket, Pokern, Mister Universum und Monstertrucks sehen. Aber eine Boulekugel rollte da noch nie durchs 4 zu 3 geschweige 13 zu 9 Bild. Nicht mal in Mono. Sogar auf Arte oder 3 SAT könnte man ja mal eine Kultursendung „Boule“ erwarten. Nichts. Gar nichts. Curling kann man da stundenlang bewundern, Kegeln und Bowling. Aber ein kleines rotes Schweinchen, habe ich da noch nie im Dreck liegen sehen. Um eine anerkannte Sportart zu sein, dazu gehört für Viele schon, neben Sponsoren und Medientauglichkeit, weit aus mehr. Jedes noch so kleine und unscheinbare Dorf in Frankreich hat seinen Bouleplatz. Natürlich mitten im Herzen des Dorfes gelegen. Wo sonst? Bouleplätze sind weiter verbreitet, viel weiter als ein beispielbarer Fußballplatz, in Frankreich. Die Summe der Kirchen und die der Boulplätze sind sicherlich gleich groß. Wenn nicht, gibt es bestimmt noch mehr Bouleplätze als Kirchen. Die geografisch ideale Lage eines Bouleplatzes ist nicht unbedingt von den Boden- oder Lichtverhältnissen abhängig. Der ideale Bouleplatz ist in direkter Umgebung zu alkoholischen Kaltgetränken gelegen und einer Toilette. Denn Boule dauert lange. Und wer viel trinkt, der muss auch mal austreten. Um das Spiel nicht länger zu unterbrechen als nötig, muss die Toilette in unmittelbar Nähe auf zu finden sein. Somit ist die biogeografische Lage für die ideale Lage eines Bouleplatzes ausschlaggebend. Zentral muss er sein. Für alle schnell und leicht zu erreichen. Um den Heimweg, im Schlaf hinter sich bringen zu können. Wie Golf oder

Schach, sagt man Boul aber nach, das es kein richtiger Sport sei. Man tut sich schwer, dass als einen Sport anzusehen. Ein Sport mit häufiger dicken und eher älteren Menschen, scheint nun mal in der Akzeptanz kein typischer Sport zu sein. Sport ohne schwitzen, treten, Verletzungen, grätschen, anbrüllen, Ausdauer, Kraft und endloses Mühen. Keine Trikots. Das ist für viele kein Sport. Nicht mal Doping hat bei Boul einen Sinn. Es gibt auch keine Boule Stadien mit VIP Lounge. Ganz Frankreich sieht das mit der Sportdefinition sicherlich ganz anders. So wie die Franzosen im Gegensatz zum Rest der Welt, vieles ganz anders sehen. So wie die Amerikaner den Jazz haben, haben die Franzosen ihr Boul. Wir deutschen haben keinen Jazz und kein Boul. Was aber nicht weiter schlimm ist. Wir haben dafür andere Dinge. Und können den Jazz und das Boule ja theoretisch importieren. Was zwar nicht dasselbe ist, aber was soll man machen. Es ist also nachweislich kein Nationalsport, sondern eine Nationalkultur. Bei der jeder mitmachen kann, wird und muss. Ob es wohl Franzosen gibt die zeitlebens nie eine Boulekugel in ihren Händen gehalten haben? Bestimmt wird das Boulespiel eines Tages als Weltkulturerbe deklariert. Gibt es einen Amerikaner der nie eine Jazz-Note gehört hat? Wohl kaum! Oder zumindest mir unvorstellbar. Das wäre ja so, als ob ein Deutscher bis zu seinem Ableben, nie ein erfrischendes Bier bei brütender Hitze wie einen kühlen Gebirgsbach seine ausgetrocknete Kehle hinunter gestürzt hätte. Oder Zeit seines Lebens nie einen Fußball mit seinen Fußspitzen berühren würde. Boule ist eigentlich ein ganz einfaches Spiel. Wie Jazz-Noten ebenfalls, eigentlich sehr einfach sind. Die Betonung liegt auf „eigentlich!“ Man wirft eine größere Kugel in die Nähe einer kleineren Kugel. Das war's. Aber einfach ist auf den ersten Blick vieles. Etwas völlig anderes ist das, was der Mensch aus „einfach“ alles macht. Gerade Dinge die mit dem Attribut „einfach“ bezeichnet werden, sind oft hoch komplex. Und anders herum. Alles was man anderen als hochkomplex verkaufen will, ist meist dilettantisch einfach. Was also mit der simplen Beschreibung – Einfach – beginnt, endet im völligen komplizierten, viel- und tiefschichtigen Gegenteil. Das klingt nicht nur paradox, es ist es auch. Wenn man in einer fremden Stadt jemanden nach dem Weg fragt. Und der beginnt seine Erklärung mit den Worten: „Ach, das ist ganz einfach...“ Dann weiß der geübte Frager doch sofort, dass es jetzt brutal kompliziert wird. Und man am zigsten, „dann einfach Rechts und dann einfach Links, da einfach drüber und da einfach drunter“, schon 20 Kreuzungen zuvor geistig ausgestiegen ist. Weil man der einfachen Beschreibung bei bestem Willen nicht folgen konnte. Aber man wegen der guten Erziehung bis zum Ende „der wohl einfachsten Wegbeschreibung der Welt“ dem Gefragten zuliebe ausharrt. Sich so alle zwei Straßen weiter erneut durch fragt. Bis man es ans Ziel geschafft hat. Dieses arglose und dabei so entlarvende „einfach“ wird nur noch von einer unbedacht und viel zu häufig geäußerten Äußerung übertroffen, dem „kein Problem!“ Wenn Handwerker, oder wen man auch immer mit etwas beauftragt, sagt: „Kein Problem!“ dann weiß man, dass man ganz tief in der Scheiße steckt. Kein Problem heißt in der wörtlichen Übersetzung nämlich: „Davon hast du keinen blassen Schimmer und ich nehme dich jetzt aus wie eine Weihnachtskugel und du kannst nichts dagegen tun!“ Auch für Boule gilt, im Prinzip ist es ein ganz einfaches Spiel. Das lernt jeder „kein Problem!“ Wissen sie warum alle vom ersten Golftraining überglücklich zurückkommen. Weil der Trainer allen und jedem bescheinigt, dass er ein Naturtalent sei. Das würde er sogar einem Hund mit auf den Weg geben, wenn der einen Golfschläger in den Pfoten halten könnte. Wer will das nicht gerne hören? Nur so verdient sich der Golflehrer eine goldene Nase und auf dem Golfplatz hauen ein „Paar“ mehr Grobmotoriker maulwurfsgröße Hügel aus dem edlen Rasen. Im sicheren Bewusstsein, sie hätten Talent und Begabung zugleich. Beim Boule geht das nicht so einfach. Denn man sieht selbst und die Mitspieler sehen es ebenfalls und obendrein das herumstehende Publikum sieht alles sowieso. Nämlich, dass der Grossteil der Kugeln nicht das macht was man eigentlich wollte, oder tun müsste. Noch schlimmer, sie liegen in einer Entfernung zum eigentlichen Ziel, dass man glauben könnte, da spielt jemand ein anderes Spiel. Vielleicht gibt es deshalb keine reichen Boulelehrer, wie es reiche Golflehrer wie Golfbälle im Teich gibt. Oder gibt es überhaupt Boulelehrer? Ich habe noch nie einen gesehen. Geschweige denn, von einem gehört. Vielleicht ist das ja eine Marktlücke? Bouleurse. So mit blitzblanken Kugeln. Gruppen Training. Und Einzeltraining. Legeübungen und Schussübungen. Konzentrationsübungen. Technische Übungen. Theorie darf auch nicht fehlen. Regeln, Regeln und noch mal Regel pauken. Mentales Training. Komische Vorstellung. Kann ich mir nicht wirklich vorstellen. Aber die WC Ente, den Zauberwürfel, das Tamagotchi und das EPS System konnte ich mir auch nicht vorstellen. Boulelehrer will ich mir auch nicht wirklich vorstellen. Man lernt es vom Vater, oder vom Opa in Frankreich. In Deutschland von einem völlig frankophilen und überdrehten Platzhirschen. Der jedem Neuen das Spiel aufzwingen muss. So eine Art Träger des Boule- Virus. Der jeden in seiner Nähe infizieren muss. Wie so plötzliche Nichtraucher, die einem Tag ein Tag aus erklären, um wie viel ihr Leben jetzt besser ist ohne Zigarette. So erklären die Platzhirschen um wie vieles ihr Leben besser ist, seit dem sie Boule spielen. Meine Vorstellungen vom Boule sind vor langer Zeit ins Rollen gekommen. Boule ist mir das erste Mal richtig mit 10 Jahren, natürlich in Frankreich, persönlich begegnet. Wo auch sonst? Man kann nicht in Frankreich gewesen sein, ohne das Spiel bemerkt zu haben. Das ist so unmöglich wie drei Wochen durch Paris laufen und nie den Eiffelturm gesehen zu haben. Oder 4 Wochen Urlaub und nie ein Stück Baguette abgebrochen zu haben. Sicherlich habe ich es zuvor schon mal gesehen. In Paris, oder anderswo in Frankreich. Denn wir waren zuvor schon zwei Mal im Frankreichurlaub. Auf Entschädigungstournee. Wir waren so eine Art frühe Kelly Familie, ebenso laut und auf Wiedergutmachungsreise quer durch Frankreich. Aber wir sind bei weitem nicht so groß raus gekommen, lag vielleicht an den Haaren, zudem weil wir nur einen Urlaub pro Sommer hatten. Es erscheint mir daher rückblickend als ausgeschlossen, dass in den Urlauben zuvor, da nie irgendwo eine Boulekugel herum gelegen haben soll. Unterm Eiffelturm? Sicher! Aber ich habe ihm, dem Spiel, bis dahin noch nicht meine ungeteilte Aufmerksamkeit widmen können. Da waren andere Eindrücke, die es galt zu verarbeiten. So habe ich in Paris als kleiner Junge miterleben müssen, wie die alten Jugendstil Markthallen abgerissen wurde. Sie mussten weichen für ein modernes Einkaufszentrum – Les

Halles. Bausünden der 70er also auch in Frankreich. Schon damals kam mir das als ein weit größerer Verlust vor, als ein Gewinn für die Stadt. Mein Gefühl hat sich bis Heute bestätigt und bewahrheitet. Das einzige Stück Paris, so wie ich es in meiner Kindheit erleben durfte, finde ich Heute nur noch in St. Germain-des-Prés. Oder auf der Rückseite des Montmatre. Alles Andere ist mir fremd. Die Autobahngebühren – Péage – sind mir bis Heute als unverschämt in Erinnerung. Warum Geld für Strassen bezahlen? In Deutschland war das alles umsonst. Hier wiederum muss ich mit Blick auf die Straßenqualitäten und die Raststätten einen Irrtum einräumen. Für das Geld bekommt man in Frankreich mehr Mobilität auf hohem Niveau geboten. Was in Deutschland im Laufe der Jahre immer maroder wurde. Was haben wir uns über die Schlaglöcher in der ehemaligen DDR echauffiert. Und jetzt sehen unsere Strassen aus wie die damals im Osten. Somit scheint die Péage ihr Geld wert zu sein. Keine Staus, traumhafter Asphalt und exzellente Tankstellen. Über die Péage ging es auch zu meiner ersten intensiven Begegnung mit dem Boulespiel. Das geschah wie gesagt erst in Vieux Beaucoup am Atlantik im Sommer 1976. Das ist ein kleiner Ort. Die wenigsten kennen ihn. Deshalb lohnt es auch nicht ihn näher zu beschreiben. Sonst klingt das so wie in diesen Radiosendungen: „Woher kommen sie?“ Aus Etterschlag! Wo ist Etterschlag? Bei Grafrath! Wo ist Grafrath? Das liegt direkt bei Inning. Ach ja und wo liegt Inning? An der A 96. Was ist die A 96. Die Autobahn nach Lindau! So, so. Also liegt Etterschlag zwischen Lindau und München. So kann man es auch beschreiben. Ähnlich erging es Vieux Beaucoup. Deshalb, lass ich es. Wir waren im Sommerurlaub. Drei Wochen. Deutsche Familie. In Frankreich. In Ferienhaus. Ich, der Jüngste. Meine 4 Geschwister und meine Eltern natürlich. Mit dem Auto über Paris, Portier, an Bordeaux vorbei Richtung Dax und dann ab ans Meer. Ich weiß nicht mehr wer das Meer zu erst entdeckt hat. Aber ich weiß das ein beliebtes Spiel im Auto war: „Wer sieht zuerst das Meer?“ Und hinter jeder Kurve schrie einer „da!“ mit dem Ergebnis das es nur der Himmel am Horizont war, ein See war, oder ein Feld. So ging dies über Stunden. Und die Zeit verging wie im Flug. In 2 Tagen waren wir da. Aus 14 Grad Nieselregen in 28 Grad Sommerhitze. Ich erinnere mich noch gern an den Geruch und das warme Gefühl, wenn man an den Tankstellen im Süden aus dem Auto kletterte. Und man sich immer mehr der Klamotten entledigte. Immer mehr Sand unter den Füßen hatte. Orangina statt Capri Sonne. Das war der überzeugende Beweis, dass die weit verregnete Heimat hinter einem lag. Und jede Menge Urlaubsabenteuer vor einem. Die letzten Boten des Meeres waren die Korkeichen. Und natürlich die Dünen. Wir sind zu siebt in einem Auto gereist. Mit Sack und Pack. Ohne Sicherheitsgurte. Ohne Nackenstützen. Ohne Navigationssystem. Ohne Seitenaufprallschutz. Und der Begriff Airbag war auf lange Sicht noch nicht einmal erfunden. Das einzige Sicherheitsmerkmal, das einen zur damaligen Zeit begleitete, war der Vater. Der sich völlig und ausschließlich darauf konzentrierte, uns alle heil hin und ganz wieder zurück zu bekommen. Aus heutiger Sicht ein wahres Wunder, dass wir überhaupt angekommen sind. Mir wurde immer schlecht beim Autofahren. Kein Wunder, bei solchen Reisebedingungen. Ich glaube, es war ein Peugeot 505. Grün. Mit Schaltung hinter dem Lenkrad. Oder so was Ähnliches. Zu der Zeit konnte ich Autos noch nicht so auseinander halten wie Heute. Obwohl es Heute auch immer schwerer wird. Es waren noch „nur Autos“ für mich. Große und kleine. Rote, gelbe und grüne. Meine Eltern kann man getrost als francophil bezeichnen. Eine damals weit verbreitete Krankheit in deutschen Haushalten. Eigentlich mehr ein Syndrom oder ein Trauma. Aber ich bin zu wenig Arzt, um eine genaue Diagnose zu erstellen. Offensichtlich infiziert von der jüngeren deutschen Geschichte, gab es unübersehbar den inneren Wunsch auf so eine Art Wiedergutmachung. Entschuldigung. Freundschaft. Gute Nachbarschaft. So, als ob man einem Freund eine Beule ins Auto gefahren hätte. Ihm das nicht eingestehen kann. Und einem seitdem das schlechte Gewissen plagt. Das so dermaßen plagt, dass man ständig auf Wiedergutmachung aus ist. Man neigt dazu den Anderen zu übervorteilen. Ihm in allem zu nachsichtig zu sein. Die Schuld entschuldigt alles. Somit neigt das Opfer manchmal dazu zu übertreiben. Oftmals reicht eine aufrichtige Entschuldigung. Somit reichte damals fast ganz Deutschland seinen angrenzenden Ländern die schuldigen Hände. Von wegen, man kann seine Hände nicht Deutschland. Sogar im Land von Persil, Priel und Palmoliv bleiben Reste der Schuld unter den Nägeln auf ewig zurück. Mir, also meiner Familie, brannte speziell Frankreich unter den Nägeln. Somit gerät jede Frankreichreise, zu einer Pilgerfahrt. Auf den Spuren einer Wiedergutmachung für etwas, was ich nicht miterlebt habe. Meine Eltern nicht verschuldet haben. Aber so ist das nun mal bei Krankheiten. Die sucht mach sich ja nicht aus, sondern die bekommt man gratis. Übertragen so zusagen. Diese Art der einseitig wohlwollenden Begegnungen wurde den Amerikanern und Russen nicht zu Teil. Da habe ich keine Hand von unserer Seite gesehen. Cola war verpönt. Alles amerikanische, sogar Ketchup war nicht wirklich willkommen. Aber ganz ohne ging es auch nicht. Bis auf eine Sache. Der Jazz. Aber der wird wohl Thema meines zweiten Buches sein müssen. Das hat er sich verdient. Somit näherte man sich der nachbarschaftlichen Annäherung unter anderem im Urlaub an. Einmal den Fuß der Schuld auf Frankreichs Mutterboden gesetzt, fängt das Syndrom jetzt erst mal richtig an, sich ordentlich Platz im Gedankengut zu verschaffen. So ein ordentliches, unbegründetes und unklares Schuldgefühl muss auch genährt und versorgt werden. Sonst droht es zu verkümmern. Aber die Allianz der Befreier hat da ganze Arbeit geleistet. Sicherlich ungewollt. Denn wer will schon Generationen mit etwas belasten, dessen Ursprung die nicht mal mehr ersehen oder verstehen können. Man kann das mit Uli Höness vergleichen. Der hat mal zu seiner aktiven Zeit als Fußballer, den entscheidenden Elfmeter im Endspiel einer Europameisterschaft nicht verschossen, das wäre gelinde ausgedrückt, sondern fulminant im Nachthimmel versenkt. Das man getrost noch Heute davon ausgehen kann, dass sich dieser Ball in einer geostationären Umlaufbahn im Tempo der Erddrehung über unser aller Häupter bis zum jüngsten Gericht mit bewegt. Das spürt auch Uli Höness. Dieser Ball ist wie der Nordstern. Er ist immer da. Auch wenn Wolken davor sind. So weiß Ulli, dahinter leuchtet er. Der Elfmeterball. Mit diesem Schuldgefühl, der selbst verschuldeten und versauten Europameisterschaft ist er seitdem auf Wiedergutmachungstour in Sachen deutscher Fußball. Was zur Folge hat, dass die Bayern fast alles gewinnen. Und

der Verein wohl der am besten geführte ist. Und wenn jemand denkt, Mensch Uli nun reicht es aber. Nein, das Ding fliegt bis zum letzten Atemzug über die Querlatte von Uli hinweg. Da kann man mal sehen, was so ein kleiner Fehltritt für große Auswirkungen hat. Nun nehme man sich mal den größten Fehltritt bis jetzt seit Menschen Gedenken. Das Dritte Reich. Jetzt lässt sich langsam erahnen, wie viele Ulis in Deutschland leben. Und wie viele auf Wiedergutmachung bedacht sind. Ich habe damit kein Problem mehr. Denn ich habe so Frankreich von einer Seite kennen gelernt, das zu einer Seite in mir geworden ist. Keine Belastung, keine Schuld, sondern ein positiver Auftrag der Menschlichkeit begleitet mich, als Deutscher. Das ist doch was. Deshalb macht es mich auch besonders stolz, dass wir uns beim Irak Krieg rausgehalten haben. Und die Franzosen an unserer Seite. Alle sind den Superdemokraten und extrem freiheitlichen förmlich in den Allerwertesten gekrochen. Und haben eine Allianz der Ignoranz gegründet. Wir haben einfach „nein“ gesagt. Besser unser Kanzler zu dieser Zeit. Nicht alle waren dieser Überzeugung, aber zum Glück diejenigen die etwas zu sagen hatten. Noch besser, die etwas zu entscheiden hatten. Die Allianz bekommt jetzt jeden Tag ihre Freiheitskämpfer in Einzelteilen und Plastiksäcken im Laderaum von Flugzeugen zurückgeschickt. Was für viele unbedacht nur ein Krieg war, ist nun zu dem Krieg geworden. Wecken sie mal um drei Uhr früh Uli Höness auf und schreien sie ihm ins Gesicht: Elfmeter. Was glauben sie, was dem da zu erst in den Sinn kommt. Mit diesem „nein, sind wir unserer eigentlichen „Schuldrolle“ voll und ganz gerecht geworden. Der Rolle der positiven humanitären Verantwortung für immer. Eine schöne Rolle. Finde ich viel besser als die des Aggressors, des Mitläufers oder vielen anderer Rollen. Und wir haben unsere humanitäre Position gegen jeden Widerstand verteidigt. Die Freundschaft stand auf dem Spiel. Wir drohten aus der Gemeinschaft verstoßen zu werden. Heute sitzen da eine Reihe von Verantwortlichen, die alle in einer stillen Stunde denken: „Hätte ich mich da besser raus gehalten.“ Somit hat mein Leben als Deutscher Ausländer im Ausland einen besonderen Sinn. Als wenn ein Spanier nach Schottland fährt. Oder ein Schwede nach Griechenland. Türken und Griechen könnten noch wissen, was ich meine. Religionen unter einander auch. Aber Deutschland hat es einfach mal so gleich zweimal in einem Jahrhundert mit dem Rest der Welt aufgenommen. Darum schwingt bei Deutschland, Deutsch, Schwarz Rot Gold und der Hymne immer etwas Barbarisches mit. Weil es unter diesen Eindrücken auch barbarisch war. Es ist gerade mal 60 Jahre her. 54 Millionen Tote. 20 Millionen Russen. 7 Jahre Krieg. 6 Millionen Juden. Und keiner von denen ist eines natürlichen Todes gestorben. Die Hölle auf Erden. Der Teufel sprach deutsch und hörte Wagner. Seine Handlanger verbrannten Bücher und verfolgten alle anderen bis in den Tod. Und wir Heute wissen über diesen hinaus. Jeder einzelne Tod ist mit persönlichem, unmenschlichem Schmerz verbunden. Jeder Tod ist mal zehn mit unmenschlicher Trauer verbunden. Und das alles gerade mal 60 Jahre her. Da leben noch überlebende Opfer. Die in deutsch bis auf des bitterste gedemütigt wurden. Da schleichen noch Täter. Die das Ausmaß immer noch herunter spielen. Da scheint es doch nur logisch, dass allein der Klang der deutschen Sprache, eine pavlowsche Reaktion auslöst. Darum schreit man als Deutscher nicht so laut im Ausland. Aus Respekt vor den Überlebenden. Ich zucke immer wieder zusammen, wenn im Fußballstadion, die Fankurve „Sieg – Sieg“ lauthals skandiert. Wenn fette Deutsche, ungepflegte Männer mit Sonnenbrand am Strand, mit Bierfahne sich unüberhörbar aufführen. Deutsch im Ausland ist für mich immer noch von Zurückhaltung, Demut und Freundlichkeit geprägt. Es ist eine schöne Verpflichtung der angenehmere Ausländer zu sein. Als, unterbewusst zu wissen, dass man gehasst wird. Alles Aspekte die ein Teil dieses katastrophalen Trauerzuges deutscher Geschichte wurden. Man rülpt ja auch nicht am Tisch. Und die Gründe dafür, dies nicht zu tun, sind bei weitem nicht so überzeugend. Trotzdem, regen sich viele darüber auf. Die Verantwortung „deutsch“ mit Freude an zu nehmen. Ja, sich verantwortlich zeigen, das fällt vielen schwer. Aber sich nachher nicht entschuldigen können, wenn die Verantwortung völlig aus den Fugen geraten ist, noch umso schwerer. Man war ja nicht verantwortlich. So das muss reichen. Als wenn jemand unter Alkoholeinfluss einen Autounfall baut, bei dem Menschen zu Tode kommen und derjenige einfach die eigene Verantwortung dem Alkohol auferlegt. Denn der war Schuld daran. Nüchtern wäre das nicht passiert. So leicht macht es sich der Mensch eben gerne. Alles wollen, aber keine Verantwortung tragen. Nur für den Fall, das es gut geht. Der kollektive Siegestaumel, der ist zulässig. Wir werden Weltmeister. Aber die haben das getan. Schon paradox. Aber so ist er nun mal der Mensch. Und wir Deutschen können es besser machen. Wir können diesem menschlichen Problem begegnen. Was für eine einmalige Chance. Aber man ist jetzt nicht mehr verantwortlich. So einfach wollen es ich viele machen. Das ist kein deutsches Problem. Das ist ein Problem des Menschen. Leben light. Man kann nicht so tun, als ob dem nicht so wäre. Andere haben ein ähnliches Problem vor der Brust. Obwohl wir Deutsche das natürlich nie sagen dürfen. Denn wir haben lebenslänglich Fingerzeigverbot. Amerikaner und Indianer. Oh, jetzt habe ich es gesagt. Australier und Aborigines. Mensch, schon wieder. Chinesen und Buddhisten. Da wieder. Westliche Welt und Afrika. Mein Gott. Vietnamesen und Amerikaner und die Franzosen. Ist es mir schon wieder rausgerutscht. Franzosen und Algerien. Oh! Jugoslawien und der Kosovo. Schon wieder. Viele haben ihren eigenen Teil vom Schuldgefühl-Syndrom abbekommen. Ob sie es wahr haben wollen oder nicht. Die meisten verweisen dann immer auf die Deutschen. Das ist lächerlich wie im Krankenhaus. Da findet man auch immer jemanden, dem es schlechter geht. Jeder geht damit um, wie er damit glaubt umgehen zu müssen. Deshalb ist es schon richtig. Das man erst mal vor der eigenen Stube fegen sollte. Bis man andere auf ihren eigenen Dreck hinweist. Aber wir fegen und fegen, haben mittlerweile eine blitzblanke Bude, aber das Recht mal die Staubkörner der anderen ins Auge zu fassen. Dieses Recht haben wir auf immer verwirkt. So ist das nun mal. Deshalb schon mal Entschuldigung dafür, das ich es trotzdem getan habe. Fußballspiele gegen Deutschland waren gerade für Holland und andere Länder, wie für uns immer mehr, als nur, ausschließlich Fußballspiele. Es ist immer auch eine Abrechnung. Für unsere Gegner war es auch immer der Wunsch nach Genugtuung. Dem wir dummerweise selten nachgekommen sind. Wir wären weiter, viel weiter wenn wir nie

Weltmeister geworden wären und nie Europameister im Fußball. Zum wichtigen Integrationsgefühl Europa hätte das ungeahnte viel beigetragen. Aber wir haben mal wieder falsche Ziele verfolgt. Bis Heute. Ach würden uns alle lieb haben, wenn wir in jeder Vorrunde seit 1954 mit 8:2 rausfliegen würden. Wie beim Wrestling hätte man das alles türken sollen. Deutschland immer hoffnungsvoll immer mit einem guten Anfang, aber am Ende siegen immer die Anderen. Wie schön wäre das zu häufig zitierte Zitat von Gerry Linaker: Fußball ist 11 gegen 11 und am Ende lachen alle über die Deutschen, wenn sie mal wieder raus geflogen sind.“ Aber leider kam alles anders. Wir mit unserem Ehrgeiz. Wir haben gewonnen. Und jetzt steigen wir auch noch in unsere Autos und fahren nach Frankreich. Um uns für das alles zu entschuldigen. Und das auch noch bei einem ehemaligen Erzfeind. Auch so ein Wort, dessen Sinn ich bis Heute nicht verstehe. Oder anders gesagt nicht bereit bin zu akzeptieren. Unsere Annäherung bestand darin, sich die andere Kultur zu verinnerlichen. Und seine eigene Identität hinten an zu stellen, zu verleugnen und so gut es ging zu verstecken. Das Ziel, zeitweise einer der ihren unter ihnen zu sein. So wenig Deutsch wie möglich zu sein war das oberste Gebot. Keine Fahnen. Und bloß keine Hymne. Deutschland verstecke dich, hieß das Spiel. Franzose ärgere dich nicht. Das Seltsame an dieser Verstellung und Einstellung fiel mir schon früh auf, wenn man sich zum Beispiel Menschen aus anderen Ländern vorstellte. Dann sprach man seinen eigenen Namen nie in Deutsch aus. Sondern so wie er in der Fremdsprache wohl klingen müsste. Franzosen würden keinen Gedanken daran verschwenden wie Jean, Paul oder Phillip sich in Deutsch anhört. Aber aus Christof wurde eine klanglich französische Vorspeise gemacht. Oder es klang mehr wie ein Ort in der Normandie. Als nach meinem Vornamen – „kriissdough“. Und weil Franzosen kein „h“ aussprechen können, hat man freiwillig beim Nachnamen den ersten Buchstaben weggelassen und den Rest endlos in die Höhe und Länge gezogen: „iiinnzäää! Das sollte dann Hintze bedeuten. Auch der Versuch akzentfrei eine Fremdsprache zu beherrschen, war ein angeborener Tick. Hat jemand mal Franzosen englisch reden hören? Das fällt einem erst einen Tag später auf, dass dies englisch hätte sein können. Wir aber haben der exakten Aussprache gefrönt. Wie andere den präzisen Ton einem Instrument entlocken. Man trank Rosé, trug zu dieser Zeit Blau-Weiß gestreifte Pullover oder T-Shirts. Im fremden Land traute man sich auch eine Baskenmütze aufzusetzen. In Deutschland wäre das wohl des Guten zu viel gewesen. Man aß Schnecken, Muscheln und Froschschenkel. Käse bis zur Ohnmacht. Hörte Joe Dassin und Yves Montand. Im Fernsehen sah man Filme von Truffaut, oder mit Jean Gabin. Über Tati durfte man sich offiziell lauthals totlachen. Frankreich war eine Art Lebenskultur die man am Bein hatte, die man mitten in Deutschland auslebte. Damit zeigt man etwas. Man dokumentierte etwas Wesentliches. Die Krönung war der familiäre Besitz eines französischen Autos. Die damals wirklich noch Schrott waren. Talbot Simca, die sind weggerostet wie Eiswürfel in der Cola geschmolzen sind. Der oder das Cola? Diese Diskussion weigere ich mich zu führen. Ich habe deshalb zeitlebens „eine Cola“ bestellt. Und die „Cola“ gemeint. Citroen, Renault oder, wer konnte, ein Peugeot. Sogar der Peugeot Händler in Deutschland war schon irgendwie spürbar französisches Hoheitsgebiet. Ein Botschaftsgelände für Frankophile. Wie ein Kurzurlaub in die Ardennen. Wie Philatelisten sich die Nase an jedem Briefmarkenladen platt drückten, so erging es Familien beim französischen Autohändler. Die Ente. Der Peugeot 205. Der R5. Alles Kult. Entstanden auf dem breiten Rücken eines kollektiven Schuldgefühles. Da kann man aus heutiger Auto sicht nur froh sein, dass die Italiener so lange mit ihrem Dutsche rechts Schritt gehalten haben. Sonst wären wir alle Alpha Sud gefahren. Wer sich noch erinnert. Das einzige Auto, das noch schneller rostete als es die chemische Reaktion überhaupt für möglich hielt. Habe ich da nicht vorhin meinen Alpha Sud geparkt? Weg war er. Im Autohimmel. Weiter klare und eindeutige Indizien für den Befall von Frankophilie waren regelmäßig Baguette im Brotkorb. Ich hatte sogar eine französische Brieffreundin. Okay, die Formulierung klingt etwas hochtrabend. Es war mehr ein Nachkarren, nach einem Mädchen, bei dem ich nicht zum Zuge gekommen bin. Die Tochter eines französischen Generals. Isabelle Labonde hieß sie. Sie war Austauschschülerin in Deutschland und sehr hübsch. In einer anderen Familie untergebracht. Aber ich habe mich an sie ran gemacht. Ich hasste Briefe schreiben, aber ich hatte keine andere Chance den Kontakt anderweitig aufrecht zu halten. Ich wollte Frankreich lieben. Und ich wollte das Frankreich mich liebt. Der Unterschied zwischen Sex und Liebe war mir noch nicht geläufig. Telefonieren mit Isabelle wäre undenkbar gewesen. Zu teuer. So haben wir uns schüchterne inhaltsleere Briefe hin und her geschickt. Alles gipfelte dann in einem gemeinsamen Urlaub auf einer französischen Insel bei und mit ihrer ganzen und großen Familie. Franzosen haben im Gegensatz zu uns Deutschen große Familien. Und wenn ich groß sage, dann meine ich 4-Mal so groß wie sie jetzt denken. Wir Deutschen haben dagegen Familchen. Da kamen welche aus Australien angereist. Jeden Sommer. Zu Weihnachten und zu sonstigen wichtigen und unwichtigeren Anlässen. Wenn die Familie rief, folgt ein halbes Land. Die Familie eines Generals. Mehr muss ich eigentlich nicht mehr sagen. Ich bin mit dem Leben davon gekommen, sonst könnte ich diese Zeilen nicht schreiben. Aber ich bin offensichtlich in keinster Weise zum Schuss gekommen. Aus 3 Wochen wurden nur 10 Tage und ich wurde zurück geschickt. Risikominimierung aus Sicht des Generals. Denn Isabelle kam mir bedrohlich nahe. Das war des guten dann doch zu viel. Die Entwicklung war ohnehin hoffnungslos und unbefriedigend für mich. Da zog ich den kontrollierten noch unverwundeten Rückzug vor. Alles entwickelte sich anders als erwartet. Vor allem als erhofft. Es war rückblickend aber gut so. Denn Isabelle war im Dunstkreis ihrer Familie ein ganz anderer Mensch - Französin. Alles knistern zwischen uns wurde ständig von ihrer Familie flächendeckend gelöscht. Und da sie nicht enterbt und verstoßen werden wollte, löschte sie meistens mit. Ein Deutscher im urlaub im Hause eines französischen Generals. Dass war dann doch zu viel. Der hätte eher ein Bein, statt seine Tochter hergegeben. Bloß kein Deutscher hieß es zu dieser Zeit noch immer in Frankreich. Auf einem Niveau wie man in Deutschland befand, bloß kein Gastarbeiter. Das gefiel mir nicht. Wir haben nie mehr von einander Kenntnis genommen. Obwohl eine Isabelle aus Frankreich noch eine sehr kurze, aber sehr schöne Rolle in meinem Leben

spielen sollte. Die mir auf einen Schlag den Unterschied zwischen Liebe und Sex für immer klar machen würde. Vielleicht war Frankreich noch nicht reif für mich, weil ich noch nicht Reif genug war? Gerade deswegen lag es nur nahe, dass natürlich jeder als zweite Fremdsprache in der Schule französisch wählte. Frankreich, das war nun mal das Land der Liebe. Das Land, das man lieben lernen sollte und musste. Ohne Gewissheit, dass diese Liebe jemals erwidert würde. Bis dahin. Wir waren Deutsche. Das hörte man und das sah man. In Frankreich reichte das aus, um abrupt Stille an einem belebten Ort einkehren zu lassen. Restaurant Besitzer mit leeren Tischen im Rücken erklärten einen, dass kein Tisch mehr frei wäre – pardon! Im Supermarkt folgten einem Mitarbeiter auf Schritt und Tritt. Diese Demütigungen, Ausgrenzungen und Zurückweisungen hat man aber mit großem Verständnis auf sich genommen. Warum verstand ich erst später. Frankreich ist und bleibt eine Liebe die vielleicht nie auf Gegenseitigkeit beruhen wird. Frankreich ist und bleibt beleidigt. Der Schmerz und das Leid, das wir Deutschen über das Land gebracht haben ist einfach noch zu groß. Die Wunden sind nicht mal vernarbt. Es ist auch erst 60 Jahre her. Die Zeitzeugen leben noch unter uns. Deren Hass wurde weiter und weiter gereicht. Wie eine Pechfackel. Diese brennt zwar weiter ab, aber bis sie erlischt, das kann noch dauern. Wie lange? Das ist doch egal. Mit der sicheren Hoffnung und dem festen Glauben, dass diese seelische Krankheit heilbar ist, ist Zeit ein unwesentlicher Faktor. Das ist so, als ob man Krebs hat, die Heilung ist entscheidend, das Wann ist völlig nebensächlich. Fragen sie mal einen Krebskranken, der wird ihnen das bestätigen. Das Aufrechnen in Zeit ist dumm. Denn wer wirkliches Leid ertragen musste, der weiß dass das Sprichwort, die Zeit heilt alle Wunden, wirklich dämlich ist. Das tut sie nicht, das soll sie auch nicht. Es gibt Schmerzen für die Ewigkeit. In diesem unseren Fall sind diese sogar wichtig. Denn sie bewahren die wichtige Wachsamkeit. Das so etwas nicht mehr passieren kann. Frankreich kann noch nicht vergeben, noch nicht verzeihen. Noch nicht. Der tiefste Stachel im Fleisch von Frankreich ist die Tatsache, sich nach dem 2-Weltkrieg nicht selbst befreit zu haben. Die Resistance wirkt da inszeniert um einigermaßen eine Richtigstellung für die eigene geschönte Wahrheit hin zu bekommen. Deutschland besetzt, ausgebombt, entwapnet, kapituliert, demoliert und demontiert. Trotzdem im Eiltempo auferstanden aus Ruinen. Zur in den Schoß der Weltgemeinschaft. 1954 schon Fussball Weltmeister und kurze Zeit später wirtschaftlich rechts an Frankreich ohne zu blinken vorüber gezogen ist. Die D-Mark. Aber es bleibt für viele trotzdem eine unerfüllte Liebe. Eine die bekanntlich besonders reizt. Die Sehnsucht danach ist größer, als die Wunden, die vernarben werden. Unser frankophiles Leben war eigentlich schön. Bis auf die unglaublich fetten Soßen mit endlos viel Sahne drin. Auch die creme fraiche Arie, empfand ich als zu dickflüssig. Was daran fraiches sein sollte? Ach ja Senf kam natürlich aus Dijon. Nun aber schnell zurück nach Vieux Beaucoup am Atlantik im Sommer 1976. Einige Tage habe ich die alten Männer beim Boulespiel beobachtet. Gucken, werfen, messen, freuen, ärgern, schießen, werfen, prüfen, putzen, abmessen, lachen, diskutieren, rauchen und wieder und wieder werfen. In sängender Hitze, harre ich am staubigen Bouleplatz im Ortszentrum aus. Der kleine blonde Deutsche, ohne eine Miene zu verziehen. Gut eingecremt von Müttern. Sonst wäre ich wie eine Wunderkerze einfach verglüht. Immer mit einem interessierten Lächeln im Blick. So als ob man in der Warteschlange beim Bäcker der dicklichen Verkäuferin ständig signalisieren will, ich bin als nächster dran. Ich. Hallo ich komme jetzt gleich dran. Das ist gar nicht so einfach. So einen Blick auf sich ziehender Blick, der natürlich ohne jegliche Intimitäten nicht falsch verstanden werden soll. So stand ich da wie ein Wackeldackel. Bei guten Würfeln wippte mein Kopf von oben nach unten. Wie ein Trainer, der das hat kommen sehen. Bei verunglückten Würfeln, ein leichtes Schütteln. Der gleiche Trainer, der auch das hat kommen sehen. Und auch immer die Ohren weit offen. Um Wortfetzen zu verinnerlichen: bien joue, merde, o la la, une, deux, trois, boule, pueton, par tous, a toi. Meine Eltern haben mich dort natürlich gerne eine Zeit verweilen lassen. Die hatten dann mal ihre Ruhe und den kleinsten von der Backe. Bei fünf Kindern eine Chance, die man sich nicht entgehen lassen kann. In regelmäßigen Abständen kam ohnehin immer ein Familienmitglied, um nach dem rechten zu sehen. Die standen dann kurz bei mir. Stellten dann völlig uninteressiert ein paar Interessierte Fragen. Die ich dann natürlich alle beantworten konnte. Ich kann mittlerweile einigermaßen die Spielregeln. Die Spieler Charaktere. Die Wurfscenarien und Techniken. Die Namen der meisten Spieler und was man sonst noch so um das Spiel vom Spiel erfährt, wenn man ihm alle seine Aufmerksamkeit widmete. Immer versuchte ich, die Blicke der Boulespieler zu kreuzen. Einen Blick aufzufangen und für mich einzufangen. Meine Geschwister suchten Muscheln am Strand und ich erhaschte Blicke von Boulespielern. Hatte ich einen eingefangen, war mein Erfolgserlebnis mir im Gesicht abzulesen. Kann man Frankreich oder Franzosen näher kommen, näher als beim Boule spielen? Ich denke nicht. Ich für meinen Fall fühlte mich sehr nahe. Der Weg zu unserem Ferienhaus war nicht weit. Einfach die Straße zurück in Richtung Strand. Am Minigolfplatz vorbei. Bei einbrechender Dunkelheit war meine Zeit abgelaufen und ich musste rasch den Heimweg antreten. Begleitet wurde dieser zu meist von einem meiner Geschwister und tief fliegenden Fledermäusen. Es lag nie auch nur der Anschein einer Gefahr im Verzug. Was soll schon passieren, wenn ein blonder, deutscher 10-jähriger am Rande eines Bouleplatzes steht? Das Spiel, es hat mich sofort in seinen Bann gezogen. Obwohl ich aus heutiger Sicht nicht mehr sicher bin, ob es das Spiel war, oder alles was sich drum herum abspielen sollte. Hat auch hier die Umwelt mich mehr geformt, als mir klar ist? Zufall, Schicksal und Glück waren man wieder am Werke? Denn welche Entscheidung kontrollieren wir wirklich? Welche sind von der Umwelt völlig willkürlich geprägt? Natürlich behauptet der Mensch gerne mit Berufung seines Verstandes, was er alles logisch entscheidet. Aber ich hatte schon immer das Gefühl, das es mit der menschlichen Logik nicht weit her ist. Das alles was wir machen, sicher nicht im Kopf entschieden wird, sondern eher aus dem Bauch heraus. Und dann eher dünn vom Kopf erklärt wird. Denn ich bezweifle, dass es ein Boule-Gen gibt. Das plötzlich ausgelöst wird. Die Natur ist wirklich ein einfaches Spiel. Das wäre der Natur viel zu kompliziert. Reinkarnation kann ich natürlich nicht kategorisch ausschließen. Ich ein wiedergeborener Jean Paul aus Brest in der Bretagne? Vor dem Hintergrund, dass alle meine Vorfahren aus dem

Osten kommen. Die kennen Kugeln nur vom russisch Roulett. Oder ähnlichem. Alles am Boule hat mich fasziniert. Die gelben stinkenden Zigaretten im Mundwinkel. Gitanes Maisblatt. Die waren offensichtlich so ungesund, dass man den Krebs mit dem bloßen Auge auf dem Tabak hätte sicherlich krabbeln und erkennen können. Diese Stoffschlappen an den Füßen. Die am Hacken runter getreten waren, weil sie einem sonst die Verse aufscheuerten. Die Eisenkugeln. Die unterschiedlichen Markierungen auf den Kugeln. Eine Rille. Zwei Rillen. Kreise. Die ganz glatten. Die Präzision. Das Schweinchen. Damals noch holzfarben. Der Lappen in der hand. Das Polieren der Kugeln zwischen den Würfeln. Die Konzentration. Das Diskutieren. Das Nachmessen. Das Anrollen und weg schießen. Das seinem Mitspieler den idealen Punkt anzeigen. Alles war eins. Alles war Frankreich. Es war wie ein Frankreich-Konzentrat von Persil. In diesem Mikrokosmos war die ganze Idee von Frankreich vereint. So wie in einem Regentropfen die ganze Idee des Meeres enthalten ist. Reduziert auf die Größe und das Gewicht einer Eisenkugel. Vor allem fiel mir dieser eine alte Mann mit den weißen Haaren auf. Jedem, der einen Moment den Spielern zusah, fiel er unweigerlich auf. Gott, hatte der viele Haare am ganzen Körper auch auf dem Rücken. Ein Umstand, der mich viele Jahre später selbst ereilen sollte. Der alte Mann war schon ganz klein, weil er so krumm war. Früher war er sicher 10 bis 15 Zentimeter größer. Aber jetzt schien er zu schrumpfen. Mit seiner weißen Seglermütze. Und einer ledrigen dunkelbraunen Haut. Die mir wie unser dunkelbraunes IKEA Ledersofa vorkam. Damals wusste ich noch nicht, was Alter wirklich bedeutet. Für mich war mein großer 6 Jahre älterer Bruder alt. Meine Eltern steinalt. Also stand da eine Art Druide vor mir. Mit einem langen weißen Bart hätte er sich nahtlos in meine Asterix und Obelix Vorstellung eingefügt. 200 Jahre alt oder noch ein bisschen älter. Der einen Magneten an einer Schnur hatte, die praktischerweise bis zum Boden reichte, um die Kugeln wie von Zauberhand vom Boden aufzuheben. Direkt ins Tuch. Wo sie dann kurz poliert wurden, um wieder im trockenen, staubigen Dreck in unmittelbarer Nähe des Schweinchens zu landen. Der nie nachmessen musste, weil er entweder unübersehbar immer näher als alle anderen war. Oder andere sich für ihn bückten. Ihm wurde jeglicher Respekt entgegen gebracht. Er war der grand senior, auf dem Platz. Das spürte man. Wenn er im Wurfbereich stand, war das immer ein besonderer Moment. Ein Umgang mit alten Menschen, der mir in Deutschland fremd war. Das sah man so alte Menschen nicht. Oder nur selten, an der Kasse im SPAR. Wenn sie wieder den Zettel von der Wursttheke verloren hatten und meine Mutter davon völlig genervt war. Was mir auch an dem alten Mann auffiel, und mir zuerst unerklärlich war, war das auf seinem linken Unterarm, auf der Innenseite, eine Nummer geschrieben stand. Die könnte er da mit Kugelschreiber hingeschrieben haben? Dachte ich mir aus. Ich ließ die Kugelschreiber-Theorie aber schnell wieder fallen. Denn der hielt doch nicht länger als einen Tag auf der Haut. Außer man würde sich an dieser Stelle nie mehr waschen. Was unwahrscheinlich war. Erwachsene waschen sich ständig. Vor allem, wenn sie den ganzen Tag im Staub stehen. Zudem konnte er unmöglich jeden Tag an exakt derselben Stelle so genau die Nummer wieder notiert haben. Aber sie war jeden Tag da. Vielleicht ist das seine Telefonnummer oder sein Geburtstag? Menschen in dem Alter vergessen doch so viel. Eine praktische Idee, dachte ich mir. Eine Nummer? Tätowierungen kannte ich natürlich auch. Aber wer tätowiert sich eine Nummer auf den Arm? Das ergibt doch keinen Sinn. Herzen, Messer, Frauennamen. Aber eine Nummer? Man stelle sich mal vor, es wäre seine Telefonnummer und die würde sich ändern. Ich hatte mir in meinem kurzen Leben schon verschiedene merken müssen. Wie viele wären das erst, wenn man steinalt ist. Der Arm müsste voller Nummern sein. Als ich meinem Vater davon erzählte und nach der Nummer fragte, wurde mir schnell klar, dass die Nummer eine gänzlich andere Bedeutung hatte. Mein Vater erklärte mir dann sehr umständlich, was das für eine Nummer war. Bis dahin war mir die Existenz von Konzentrationslagern nicht bekannt. Ganz verstanden habe ich das damals nicht auf Anhieb. Nur so viel, dass wir Deutschen viele Menschen in Unterbringungen festgehalten haben, gegen ihren Willen, in denen es den Insassen sehr schlecht ging. So schlecht, dass viele verstarben. Von Krematorien hatte mein Vater zu diesem Zeitpunkt noch nichts erzählt. Von 6 Millionen Juden auch nichts. Er wollte sich auf das Wesentliche konzentrieren, auf die Erklärung zur Nummer. Und weil das so viele in diesen Konzentrationslagern waren, hat man der Ordnung halber alle durchnummeriert. Wie gesagt, was sich hinter dieser einfachen Erklärung wirklich verbarg, verstand ich erst einige Jahre später, als ich den Film "Deutschland im Nebel" sah. Ein Schock. Seit dem habe ich nie mehr die Nummer auf diesem Arm aus dem Kopf bekommen. Er war da. Er hat es überlebt. Er kam zurück. Aber plötzlich lag trotzdem ein kleines Schuldgefühl auf meinen jungen deutschen Schultern. So als ob einen eine leichte Müdigkeit befallen hätte. Man musste ständig daran denken nicht einzunicken. Diese Schuld war immer da, wie ein neuer Schatten an meiner Seite. Nicht groß, nicht lang, aber ich konnte ihn spüren. Der Respekt vor dem alten Mann und dem Spiel stieg exponential weiter an. Ich war kurz davor mir ein Autogramm zu holen. So weit ging meine Verehrung. Sicherlich auch stark angetrieben von dem leidlichen Schuldgefühl, das mich ab dann lange Zeit begleiten sollte. Und wenn ich ehrlich bin noch heute ein Teil meiner eigenen Wahrnehmung ist. Ich empfinde diese aber nicht mehr als belastend, sondern eher als eine Herausforderung. Einen Auftrag. Wie einem Rückstand in einem Fußballspiel hinterher laufen zu müssen. Immer mit dem festen Willen, Ziel und Glauben einholen zu können. Am Ende das Spiel für mich zu entscheiden. Er bemerkte meine übertriebene Aufmerksamkeit natürlich. So wie ich ihn angestarrt habe, ließ sich das nicht vermeiden. Außer er wäre blind gewesen, was beim Boulespiel aber mehr als unüblich ist. Er sprach mich immer regelmäßiger beim Vorbeigehen in deutschen Bruchstücken an. Ich empfand diese als witzig, er auch. Dachte ich zumindest. „jawohl!“ alles klar?“ warf er mir zu und ich lachte, um ihm meine Sympathie zu verdeutlichen. Wenn der Mut mich übermannte, antwortet ich in französischen Bruchstücken, die ich auf dem Platz aufgeschnappt hatte, zurück: oui, bien joui, merci, bonjour. Nach 4 langen, heißen Sommertagen, ohne Schatten, kam er dann auf mich zu und reichte mir seine Boulekugeln. Die Zeit schien still zu stehen. Keine Zeitzeugen meiner Familie in der Nähe. Ein kleiner nicht unwesentlicher Schlüsselmoment in meinem Leben. „Du auch? Fragte er“ ich wurde knall

rot, dann blass, dann wieder knallrot. Hitzewallungen und Schüttelfrost. „Jjaa!Jjjjaa!Quiiii-ouiiii“ stotterte ich. Die ganze Welt schien nur auf mich zu blicken. Wie in einer 1 millionenfachen Vergrößerung unter einem Elektronenmikroskop stand ich da. Ab dem Zeitpunkt brachten mir alle alten Franzosen auf diesem Bouleplatz jeden Tag meines Resturlaubs so 10 bis 20 Minuten Boule spielen bei. Und Boule leben. Was zwei völlig unterschiedliche Dinge sind. Das Spiel versteht man schnell. Es ist ja, wie gesagt, ein einfaches Spiel. Man muss die große Kugel nur nah an die kleine werfen. Aber die Attitüden des Spieles. Die Bewegungsgeschwindigkeit. Wie man seiner Kugel nachsieht. Wie nah man seinem Mitspieler kommt. Wie man sich den Boden ansieht. Wie man sich auf dem Platz verhält. Alles das lernte ich natürlich auch. Da war nichts von Fußball Stimmung. Man fällt sich nicht in die Arme, wenn man einen guten Wurf gemacht hatte. Sondern man machte umso besser der Wurf war, ein umso selbstkritischeres Gesicht. Und wenn einem mal die Kugel entgleitet, macht man sich besser schnell über sich selbst lustig. Bevor es andere taten. Es war immer die kostbarste und schönste Zeit meines Urlaubstages. Ich wartete bis alle Begegnungen gespielt schienen und wieder meine Minuten dran waren. Seine Frau. Also die Frau von Pepe, so hieß der alte Mann, sprach fließend deutsch. Ich glaube sie war sogar Deutsche. Sie war sehr nett. Meine Eltern waren sehr glücklich, dass ich so nett aufgenommen wurde. Man merkte ihnen förmlich an, dass sie den frankophilen Therapieerfolg wohlwollend in sich aufsaugten. Aber sie behielten immer eine Distanz. Als ob sie ein schreckhaftes Eichhörnchen am Wegrand nicht verjagen wollten. Denn keines ihrer anderen Kinder war so tief in das Herz Frankreichs vorgestoßen wie ich. Ich habe Pepe natürlich nie auf die Nummer auf seinem Arm angesprochen. Nie. Aber hingesehen, habe ich ständig. Sie waren alle sehr nett zu mir. Was ich Zeitlebens nicht vergessen habe. Denn mit diesem Moment hat mir Pepe gewollt oder ungewollt etwas mit auf meinen Lebensweg gegeben. Er hat mir was in meinen Rucksack der Erkenntnisse gesteckt. Wie Schokolade in die Schuhe an Nikolaus. Was ich erst viel später in seiner ganzen Auswirkung erkennen sollte: das Spiel. Die Toleranz. Die Gerechtigkeit. Die Gemeinschaft. Der Spaß. Die Gelassenheit. Das Gönnen. Bei soviel Leid, das er sicherlich erlitten hatte. Was ich natürlich auch erst viel später erahnen konnte. Hat er den kleinen Deutschen mitgenommen, zu sich genommen, an seine Seite genommen, wie ein Opa. In eine andere Welt – Frankreich. Seine schützende Aura zog einen magischen Kreis um mich. Ich war jeden Tag für Minuten einer von ihnen. Sicher und unantastbar. Unter dem persönlichen Schutz von Pepe. Der Mensch kann also verzeihen ohne dabei vergessen zu müssen. Nicht alle. Nicht viele. Aber Pepe konnte das. Es wäre ein Leichtes gewesen, an mir vorbei zu sehen. Obwohl er die Nummer am Arm trug, all die anderen Boulespieler nicht. Nur gut, dass ich die Chance hatte, es in diesem Jahr zu lernen. Denn schon ein Jahr später weilte Pepe nicht mehr unter uns. Ich weiß es, weil wir ein Jahr darauf für ein zweites und letztes Mal mit der gesamten Familie an diesen Ort zurückkehrten. Der ohne Pepe, auch die sämtliche Toleranz des Vorjahres völlig verloren hatte. Ich wurde ignoriert und gemieden. Dann doch der Deutsche eben. Keiner bot mir mehr seine Kugeln an. Keiner wollte mit mir spielen. Als ob ich eine ansteckende Krankheit hätte. Der Junge aus dem Sumpf des Tätervolkes. So wurde ich gemieden. Das hat mich tief getroffen. Weil damit auch das Andenken an Pepe schaden genommen hat. Frankreich hat von Pepe nicht gelernt. So spielte ich dann wohl oder übel mit meinen Geschwistern am Ferienhaus. Im Sand. Die aber hatten den tieferen Sinn des Spiels nicht verinnerlicht. Die sahen damals ein Spiel. Nur als ein Spiel. Die spürten nicht die Kultur. Wie auch. Sondern sie spielten das Ganze auf ihre ganz eigene Art. Das war weniger Boule, mehr Kugeln werfen. Ich war nie mehr am Dorfplatz gesehen. Es gab keinen Grund für mich weiterhin demütigen zu lassen. Wie diese Kellner im Restaurant, nach denen man ständig Ausschau hält, denen man unablässig zuwinkt, die aber, den ich guck länger an dir vorbei und noch länger durch dich durch Blick, drauf haben. Aber wie die Kellner mir heute nicht mehr das Essen vermiesen können, so konnten mir die Boulespieler das Spiel, das Pepe mir mitgegeben hatte, nicht mehr nehmen. Es saß viel tiefer, als die Dummheit der Menschen, die mir entgegen sprang. Es wäre auch keinem aufgefallen. Sie waren wieder unter sich. Sie konnten wieder ihren gelernten Dogmen aufrechterhalten und ihre überlieferten Vorurteile aufpolieren wie die Kugeln. Das Spiel mit meinen Geschwistern aber brachte nicht den Spaß, die Verbundenheit, die durch meine Vorfreude und Erfahrungen eines Sommers zurück in mir loderte. Es war nicht mehr französisch. Es hatte auf einen Schlag an Gelassenheit verloren. Übertriebener Ehrgeiz gesellte sich dazu. Ständig wurde es laut und es wurde noch häufiger gestritten. Ganz im Gegenteil, ohne Pepe, war es als ob man meiner Lust am Boule die Kerzen ausgeblasen hätte. Meine Eltern bemerkten meine Enttäuschung. Reagierten spontan und kauften mir meine ersten glänzenden Boulekugeln. Aber trotzdem war meine Leidenschaft bis auf weiteres abgekühlt. Es war eben nicht mehr dasselbe, sondern nur so etwas Ähnliches. Als Kind war ich sehr enttäuscht und tief berührt. Wie sich innerhalb von einem Jahr das Blatt wenden konnte. Wenden zu einem menschlich so schlechten. Die ganze Autofahrt freute ich mich auf Pepe. Aber Pepe hatte mir trotzdem meine Lektion mit auf den Lebensweg gegeben. Obwohl er das sicher nicht beabsichtigt hatte. Das Spiel musste erstmal einige Zeit ohne mich auskommen. Nach dem Ausflug in die Geschichte meiner Verbindung zum Spiel nun zum eigentlichen Spiel zurück. Man spielt es gewöhnlich mit 3 Kugeln. Aus Eisen. Die einen Durchmesser von um die 74 mm haben. Es gibt auch größere und kleinere. Je nach Handgröße, Wurftechnik und Spieleigenschaften muss man sich für welche entscheiden und fest daran glauben, es seien die richtigen. Ist man dazu noch nicht in der Lage, dann sollte man sich auch noch keine kaufen, sondern sich welche leihen. Bis man in der Lage ist, sich welche zu kaufen. Zudem haben diese Kugeln unterschiedliche Gewichte. So um die 710 Gramm. Es gibt aber auch schwerere und leichtere. Auch hier kommt die erwähnte Entscheidungsfähigkeit ins Spiel, vor dem eigentlichen Spiel. Zudem haben die Kugeln unterschiedliche Eigenschaften in Bezug auf den Härtegrad. Auch hier wird irgendwann eine Entscheidung notwendig sein. Es gibt härtere und weichere. Die weichen rosten schneller. Bekommen schneller Macken. Die harten rollen mehr, springen mehr und versinken schneller. Aber rosten nicht so schnell. Die weichen rollen weniger und titschen nicht so bei hartem Boden. Jeder Boulespieler schwört auf

seine Kugeln. Denn die waren in der Regel teuer. Und die Entscheidung für die richtigen Kugelsätze hat sich sicherlich in die Länge gezogen. Die Kugelsätze ruhen in einer schönen Holzkiste oder in einem Kunstlederbeutel. Zu dem gibt es ein Cochon, auf deutsch „Schweinchen“Holzkugel. Früher war die holzfarbend. Heute ist diese grell gelb, grell grün oder grell rot. Wie mit den Tennisbällen. Die waren auch mal nur cremefarben. Damals. Damals erinnere ich mich es war nun 1981, machte ich meine Klassenfahrt an die Cotes Azur. Genau gesagt nach St. Raphael. Das liegt bei Toulon. Alle 10 Schulklassen machen eine Abschlussfahrt. So auch die 10.4 der Gesamtschule Köln Chorweiler. Heute heißt sie Heinrich Böll Gesamtschule. Schon ein Jahr später waren wir nur noch die Hälfte in der Klasse. Die einen marschierten weiter Richtung Abitur. Die anderen in die Lehre oder zum Bund. Wir hatten die Wahl. Meine Wahl war klar und eindeutig auf Frankreich gefallen. Andere reisten nach London und Italien. Wir waren sehr viele Schüler, ich denke mal so um die 600 müssen es gewesen sein. Aus mehreren Schulen. Am Mittelmeer war ich zuvor noch nie. Deshalb fiel mir die Entscheidung leicht. Ich erwähne das, weil ich hier erneut auf Frankreich getroffen bin, in der Sehnsucht, Frankreich würde meine Liebe erwidern. In wunderbarer Form und ebenso ansehnlichen Kurven mit demselben Namen der mir schon Jahre zuvor begegnet ist - Isabelle. Sie war die Attraktive und unerreichbare Freundin des Hotelbesitzers. Der ein Mercedes Cabrio fuhr und in allen Belangen cooler war als wir. Zigaretten ohne Filter, Ricard ohne Cola und Auto ohne Dach. Er behütet sie wie einen Schatz. Und sie machte keinerlei Anzeichen, dass sie für irgendjemand erreichbar wäre. Sie fuhr regelmäßig sein Cabrio. Langweilte sich eigentlich den ganzen Tag. Räkelte und cremte sich auffällig langsam und intensiv vor unser aller Augen am Strand ein. Sobald der Rücken dran war, fragte sie immer ein anderes Mädchen am Strand. Keine Chance. Die Hälfte von uns musste sofort in die Bauchlage wechseln. Weil man sonst die anatomischen Auswirkungen hätte eindeutig erkennen können. Andere huschten schnell ins kalte Wasser. Man hätte uns Jünglinge sicher sabbern hören, wenn der sonstige Lärm nicht so laut gewesen wäre. Nach dem Eincremen, legte sie sich auf den Bauch und öffnete das Oberteil. Um nahtlos braun zu werden. Alle versuchten wir uns ihre Brüste vorzustellen. Einen Anblick zu erhaschen. Denn bis zu diesem Zeitpunkt waren wir auf den Playboy als einzige Aufsichtsvorlage angewiesen. Die paar sonstigen Begegnungen haben keine Spuren hinterlassen. Und alle hofften auf eine unüberlegte Bewegung von ihr. Die den Blick nur für ein tausendstel frei geben würde. Aber den Gefallen tat sie uns nicht. Sie war unglaublich hübsch. Nein sie war mehr, sie war außerordentlich schön. Alle haben sich die Augen nach ihr verdreht. Vor allem die Lehrer. Denn sie war schon 22 Jahre. Ich war gerade mal 17 geworden. 5 Jahre älter. Das war damals eine Ewigkeit. Ich bin offensichtlich spät aus der Pubertät gekommen. Ich bin auch spät rein gekommen. Pickel im Gesicht waren nicht mein Ding. Davon blieb ich weitestgehend verschont. Mädchen hatten bis zu meinem 16 Lebensjahr keine wesentliche, besser gesagt zentral, Rolle gespielt. Also keine Sexualität als Mittelpunkt des Seins. Außer Flaschendreher und Knutschen, war nicht viel passiert. Mal gefummelt. Aber mehr dilettantisch. Mehr, um bei den anderen Jungs nicht als Spätzünder da zu stehen. Ich mochte Mädchen, aber außer hin und wieder durch die Vibrationen bei der Busfahrt am morgen, hatte mein Geschlechtsteil noch nicht die völlige Steuerung meines Willens übernommen. Willst du mit mir gehen? Blues tanzen auf „if you leave me now“ von Chicago. Händchenhalten. Liebesschwüre. Das war das Niveau, auf dem ich mich bis dato befand. Andere waren schon voll im Geschäft. Die erzählten ständig die gleichen Geschichten. Was sie wie mit welchen Mädchen wann und wo getan haben. Die standen dann alle Jungs wie Mädels, in der Pause auf dem Jungenklo und rauchten. Ich spielte draußen Fußball. Die lasen unentwegt Bravo. Ich fuhr Skateboard. Die hörten baycity roller, abba, sweet und so was. Ich hörte jazz und die beatles. Und wenn nicht, dann ging ich zum Fußball spielen. Oder auf die Domplatte zum Skateboard fahren. Oder machte andere Sachen. Aber Frankreich sollte mir in diesem Punkt ein weiteres Mal den weg weisen. Nach dem Boule bekam ich von Isabelle die wichtige Lektion in körperlicher Begierde. Sicherlich viel zuviel für meinen damaligen Status. Aber das kann man sich im Leben manchmal eben nicht aussuchen. Das erste Mal Fahrradfahren sah auch nicht so toll aus. Weiß nur keiner mehr. Beim Auto war das ähnlich. Warum sollte es beim Sex dann anders sein. Das körperliche Resultat dieser Lektion war, dass mir Tage lang mein bestes Stück schmerzte. Sicherlich ein Beweis meiner Ungeschicktheit und Unwissenheit. Denn Isabelle und ich haben uns 8 Stunden geliebt. Falsch, sie hat mich 8 Stunden dazu angehalten, sie zu lieben. Und ich habe versucht, ihren Anweisungen und Wünschen zu folgen. Was mir mehr oder weniger gelungen ist. Dabei dachte ich immer auch an Isabelle die Erste. Die Brieffreundin von damals. Meinem ersten kläglich gescheiterten Versuch, dass Frankreich mich doch bitte lieben möge. Das Schicksal hatte sich offensichtlich beim ersten Mal geirrt. An der falschen Isabelle geklingelt. Was sicherlich am Namen lag. Der Zufall hat alle Hände voll zu tun, da kann man sich mal beim Namen irren. Aber Isabelle 1 und Isabelle 2 waren was völlig anderes. Das hätte dem Schicksal gleich auffallen müssen. Ich haderte nicht mit meinem Schicksal, sondern war über den Ausgang natürlich sehr glücklich. Alles passierte in einer Nacht. Denn zum einen reisten wir drei Tage später ab. Und zum anderen war nur in dieser einen Nacht, ihr Wachhund nach Nizza gereist. Ich musste sie einfach danach fragen. Denn ich hätte es mir nie verziehen, wenn ich mit der Ungewißheit hätte leben müssen, hätte sie oder hätte sie nicht? In der felsenfesten Annahme und eben solcher Überzeugung, dass sie mein Bitten nach willenlosem und kopflosem Sex mit einem Jungster natürlich nicht erwidern würde, in dieser festen Annahme habe ich sie einfach gefragt. Auf französisch. Ein damals berühmter Disco Schlager kam mir da ganz gelegen. Eigentlich habe ich wie gesagt mindestens mit einer Ohrfeige gerechnet. Das ist fast so sicher wie am P1 in München nicht rein zu kommen. Man startet einen erbärmlichen Versuch, der einfach zum scheitern verurteilt ist. Sie lächelte aber nur, ihr unverbindliches freundliches Gesicht veränderte sich merkwürdig und antwortete „oui“. Und plötzlich war alles an dieser Situation und an ihr sehr verbindlich. Damit war meine bis dahin mühsam aufgebaute Weltordnung völlig durch einander. Wie die Dias im Diarad meines Vaters. Falsche Urlaube und verdrehte Bilder. Wir gingen sofort auf ihr

Zimmer. Wir gingen nicht über Los, zogen keine 4.000 Mark. Die Entscheidung war gefallen, das Urteil wurde sofort vollstreckt. Es machte mir den Anschein, als ob sie keine Zeit verlieren wollte. Ich wollte hier und da noch ein wenig auf Zeit spielen. Was mir aber nicht wirklich gelang. Ich hatte keine Ahnung von Sex. Ich hatte gerade mal einen schlechten Super 8 Sexfilm bei einem Freund gesehen. Bei dem ich anatomisch nicht folgen konnte. Der auch eher zur Übelkeit anregte. Es war klar, dass sie meine Unerfahrenheit heraus bekommen würde. Deshalb gestand ich ihr das ohne Umschweife ein. Und war dabei schon das erste mal gekommen. Bei dem Versuch meine Hose zu öffnen und herunter zu ziehen, habe ich schon den ersten Schuss verpulvert. Kurzschluss. Schlimmer konnte es nicht werden. Was die Sache für sie noch schmackhafter zu machen schien. Sie entwickelte einen Ehrgeiz. Einen fast sportlichen Ehrgeiz, das letzte aus mir heraus zu holen. In einer Nacht habe ich alle Praktiken durchlebt. Denen ich bis heute keine weiter hinzufügen musste. Alles wonach Frauen sich nach ihrer Meinung nach wirklich sehnen. Alles habe ich mitgemacht, so gut es ging. In der Morgendämmerung haben wir die letzte Lektion hinter uns gebracht. Sie hatte einen südamerikanischen Einschlag. Sie roch so gut. Ihre Haut war geölt und roch nach Kokosnuss. Sie hatte gewellte dunkle lange Haare. Sie war der Typ „Carmen“. Und sie schmeckte süßlich. Überall. Sie hat Recht behalten. Alle Lektionen haben bis heute Bestand. Frankreich hat mich also doch geliebt. Mehr als das, Frankreich hat mich entjungfert. Ihre dunkle Haut. Das dunkelblaue Kleid mit den gelben Tupfern. Die gepflegte Wäsche. Den Wert dieser Zusammenkunft sollte ich auch erst viel später als wesentliche Erkenntnis einordnen können. Denn auch Isabelle die II hat etwas in meinen Rucksack fürs Leben gesteckt: „Du musst sagen was du willst. Du musst wollen was du willst. Und du musst es dann auch tun.“ ach ja, zurück zum Spiel. Boul. Einige lassen sich neben den üblichen Mustern, ihren Namen auf die Kugel gravieren. Nicht auf das Schweinchen, sondern auf die Eisenkugeln. Wegen der Familienzugehörigkeit. Wenn da im Laufe eines Spieles so viele eng bei einander liegen. Kann man seine eigenen oft nur schwer erkennen. Alle nennen das spiel Boule, aber es heißt Petanque. Darum nennen es alle Boule. Das Ziel des Spieles ist es, möglichst viele Boule näher an dem Schweinchen zu haben als ein Gegner. So weit so gut. Wie gesagt, ein einfaches Spiel. Der Gegner kann eine Person sein. Dann spielt man tête a tête - Kopf gegen Kopf. Nicht um Kopf und Kragen, so kommt es einem aber manchmal vor. Oder ein Team aus zwei Spielern, gegen ein Team aus ebenfalls zwei Spielern. Dann spielt man eine doublette. Oder drei gegen drei. Dann heißt es tripplette. Bei der tripplette hat jeder nur noch zwei Kugeln. Weil mehr als 12 kugeln sind des Schweinchens Tod. So zu sagen, zu viel des guten. Das Schweinchen muss 6 bis 10 Meter weit entfernt auf einem bespielbaren Untergrund geworfen werden. Wenn alle Spieler bzw. Mannschaften einverstanden sind mit der Lage des Schweinchens dann gehts schon fast los. Das einfache spiel. Man wirft das Schweinchen immer vom ort seiner letzten Position aus. Man kann also nicht einfach hingehen wohin man will. Außer zum Glas Wein, oder aufs Örtchen. Der erste Werfer seiner Mannschaft, zieht elegant mit der schuhspitze, man darf nicht barfuss spielen, einen runden Abwurfkreis. Auch nicht unbekleidet darf man Boule spielen. Sicherlich ein Grund, warum an FKK Stränden das Spiel nicht an zu treffen ist. Beim Federball ist das möglicherweise erlaubt. Die Vorstellung nackt Boule zu spielen, ist auch abwegig. Den wenig junge Menschen vor allem des weiblichen Geschlechtes üben dieses Spiel aus. Somit ist es eher unappetitlich, wenn ein Rudel reiferer Männer, mit Haaren aus allen Körperöffnungen und auf allen Körperteilen, Zigaretten im Mundwinkel, Eisenkugeln in den Dreck werfen. Sich dabei ständig bücken, nachmessen und ständig die Kugeln polieren. Auch bei sengender Hitze muss man ein T-Shirt tragen und kurze Hosen und feste Schuhe. Zurück zum Abwurfkreis, der im Durchmesser nicht mehr als 30 Zentimeter groß sein darf. Für Menschen mit Schuhgrößen über 44 kein leichter Stand. Da hilft nur, den Kreis oval anzulegen. Also in der Länge ein wenig zu verlängern. Denn auf Zehenspitzen ist nicht gut kugeln. Diese Körperhaltung erinnert mich an Louis de Funes. Wobei mir eine weitere Geschichte meiner Frankophilie in den Sinn kommt. Die Eskalation dieser Krankheit fand in der 11 Klasse statt. Ich entschloss mich auch hier, Frankreich etwas zurück zu geben, was ich ihm nicht schuldig war.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 13:01

Teil 2. Das Spiel. La partie. [Das Buch]

Teil 2. Das Spiel. La partie. [Das Buch] Dafür musste Claude Monet hinhalten. Er war der Mittelpunkt meines Kunstreferats. Mit dem Ergebnis 1+. In dem ich über epische Breite, mit der Schreibmaschine über 80 Seiten verfasste. Die meinen schwulen und tollen Kunstlehrer völlig aus der Fassung brachte. Im positiven Sinne. Denn eigentlich habe ich ein Buch über Claude Monet und den Impressionismus geschrieben. Ich habe recherchiert und studiert wie nie davor und nie mehr danach in meiner Schulzeit. Mit diesem Gesamtwerk habe meine schulische Spitze erklommen. Mal ehrlich 1+. Was soll da noch kommen. Aber auch hier wie gesagt der Auslöser, ganz offensichtlich die Frankophilie. Denn musste es denn Monet sein? Es gibt 100 andere Länder mit anderen Malern. Aber ich musste mal wieder einen Franzosen wählen. Monet hat mich auch noch zu meiner Studienzeit ein wenig begleitet. Im Museum Ludwig in Köln, hing und hängt sicher noch immer ein Seerosenteich. Ein Bild, zu dem ich immer wieder pilgerte. Das hieß, ich zahlte Studententarif für die gesamte Sammlung, ging aber schnurstracks nach oben zum Seerosenteich. Und ließ alle anderen Bilder links liegen. Denn in einem Abstand von ca. 9 Metern stand eine Ledersitzgelegenheit. An einem guten Tag war diese frei. An einem nicht so guten musste ich warten. An einem schlechten hockte da so ein irrer und starrte länger als eine halbe Stunde auf ein und das selbe Bild. Meistens war ich der Irre und hatten einen gute Tag. Ich saß da

und saugte die Energie dieses Bildes in mich auf. Rückblickend kann die Stiftung froh sein, dass noch Farbe auf dem Bild ist.

Aber dieser Monet, war mein Blick aufs Meer. Mein Blick vom Gipfel eines Berges. Und das mitten in Köln. Zurück zur Körperhaltung beim Boulespielen, die auch ein wenig an Jaques Tatis erinnert. Eigentlich haben die und zu erwähnen wären noch Asterix und Obelix, Fantomas, die drei Musketiere und Jean Paul Belmondo mein Menschenbild vom Franzosen an sich, maßgeblich geprägt. Immer wenn ich französische Polizisten sah, musste ich unweigerlich an Louis de Funes denken. Obwohl die französische Polizei weit aus strenger ist als die Deutsche. Trotzdem habe ich bei jeder Begegnung einen Lachanfall immer gerade noch vermeiden können. Aber das grinsen war nicht zu verstecken. Asterix und Obelix vermittelten mir das Selbstverständnis der Grand Nation. Die ihren Hochmut wahr. Egal was auch geschieht. Mit einer solchen Überzeugung das man getrost davon ausgehen kann und muss, dass ganz Frankreich wirklich im Besitz eines Zaubertrankes ist. Meine Lieblingsszene war immer, wenn die Galliere auf die Piraten getroffen sind. Und der Schwarze im Ausguck nur noch stammeln konnte: die ga.. Ga.. Und dann schwammen alle nur noch auf Planken und Kisten im Meer. So stellen sich Franzosen das vor. Wenn sie mal loslegen. Dachte ich mir. Aber zurück zum Spiel. Nun wirft der erste Spieler seine erste Boule. So nah wie möglich an das Schweinchen. Werfen. Was für ein einfaches Wort für einen hochkomplexen Vorgang. Die Kunst des Bogenschießens nimmt auch ca. 400 Seiten ein. Beim perfekten Boulewurfes ist das ähnlich. Der über Jahre heranreifen muss. Stunden um stunden. Wurf um Wurf. Ähnlich wie beim Bogenschießen - schießen. Als ob man schon deshalb treffen würde, nur weil man den Pfeil losläßt. Die meisten würden nicht mal die Scheibe treffen und sich mit der sehne verletzen. Beim Boule ist das identisch. Es sieht so leicht aus, aber ein guten Wurf nicht nur einmal aus einer glücklichen hand geworfen, ist eine Kunst für sich. Alles was leicht aussieht, ist viel komplexere und schwieriger als man im allgemeinen annimmt. Beim Boule ist das wie beim Golf. Jeder hat mal einen guten Schlag, aber es geht nicht darum mal eine Kugel ordentlich zu legen, sondern einen möglichst hohen Prozentsatz ideal zu spielen. Beim Golf wird ein Fehlschlag gleich böse bestraft. Beim Boule ist das nicht so dramatisch. Aber die es wirkt sich auf die Statistik im kopf aus. Denn jeder wird von 100 wüfen einige sehr nah an das Schweinchen bringen. Aber die guten bringen immer 80 % nah ran und die sehr guten über 90%. Deshalb ist der kürzeste Golfwitz, auch gleichzeitig der kürzeste Boulewitz: „ich kann´s jetzt!“ Boule spielen kann man auch mit der des Filme machen von Jaques Tatis gut vergleichen. Der hat Jahre an seinen filmen gefeilt. Der hat endlose Einstellungen immer wieder ins Visier genommen. Der hat solange an allen Parameter geschraubt, bis die Szene seiner Vorstellung entsprach. So ist es auch beim Boule man hat eine Vorstellung aber man spürt oder sieht, dass die Ausführung damit nicht im Einklang ist. Und genau das verbessert man, verändert man. Ständig und stetig. Deshalb ist es nur logisch das ein Filmemacher wie Tatis aus dem Land des Boulespieles kommt. Wer gibt sich schon so viel Mühe für solche Kleinigkeiten? Aber genau das macht die Qualität seines Lebenswerkes aus. Das macht auch die Qualität eines Boulespielers aus. Er berücksichtigt immer alle möglichen Parameter. Das Wetter, das Licht, der Boden, die Entfernung, den Mitspieler, den Gegner, die Temperatur, den Spielstand, die Spielsituation, die Tagesform, alles einfach alles muss im Einklang sein. Eine klare Vorstellung von dem was zu tun ist und sich nie mit Weniger zufrieden geben. Witzig dabei ist zu beobachten, dass alle Boulespieler Rituale haben. Die sie vor jedem Wurf exakt wiederholen. Einige sind wirklich sehr amüsant zu beobachten. Andere kann man mit dem bloßen Auge kaum erkennen. Das Scharren mit den Füßen. Das Richten der Mütze. Das Polieren der Kugel. Das Drehen der Kugel in der Hand. Das Kratzen im Nacken. Das Hinknien und wieder aufstehen und wieder hinknien und wieder aufstehen. Der perfekte Boule Wurf wird also folgendermaßen ausgeführt. Immer wieder. Vor allem immer mindestens einmal mehr als der Gegner. Man wirft gegen seine eigene innere Statistik. Heute 80% super gelegt und 60% getroffen. Aber man braucht lange Zeit um das in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Von der idealen Wurftechnik gibt es aber eine Reihe von Abweichungen, die ebenso gut funktionieren. So schleichen sich bei den meisten Spielern Ticks ein. Diese lassen aber das Individuum Mensch zum Vorschein kommen. Man erkennt Menschen am Wurf, wie an ihrem Gesicht. Der Wurf ist so individuell, wie der Fingerabdruck. Die Körperbewegung ist manchmal alles andere als rund und harmonisch. Aber wenn das Ergebnis stimmt, ist das okay. Daran sollte man nichts ändern. Stimmt das Ergebnis nicht, sollte man seine Wurftechnik überdenken. Obwohl es offensichtlich ist, dass umso verwirrt und absurder die Wurftechnik wird, auch die schlechte Statistik das deutlich zum Ausdruck bringen würde. Aber die hat jeder Spieler ja nur selbst im Kopf. Und nicht jeder ist ehrlich zu sich selbst. Man legt die Kugel eigentlich ruhig in die Handinnenfläche. Die natürlich in Richtung Himmel geöffnet ist. Die Hand ist flach und ausgestreckt. Die Kugel ruht wie ein kleiner See im Handteller. Dann schließt man die Hand, sanft. Als ob ein Vogel darin sitzen würde. So das er nicht weg fliegen kann, aber erdrücken will man ihn ja auch nicht. Also, langsam und behutsam. Und zwar so, dass die Fingerspitzen beim Schließen eine gerade Linie bilden und der Daumen die Kugel nicht berührt. Wenn man den Arm jetzt gerade ausstrecken würde, bilden Mittelfinger und Ringfinger Kimme und Korn. Der Daumen wird locker abgespreizt. Er würde nur die gerade und direkte Wurflinie beeinflussen. Deshalb sollte er die Kugel nicht tangieren. Viele greifen die Kugel mit dem Daumen, das geht in der Summe der Würfe aber auf Kosten der Präzision. Der Druck der Finger muss angemessen sein, nicht zu hoch, das verzieht den Wurf in eine zu hohe Flugbahn und nicht zu locker, das läßt die Kugel frühzeitig aus der Hand nach unten entweichen. Beides Nebenwirkungen die der Annäherung an das Schweinchen hinderlich sind. Aber im Prinzip ist Boule ein sehr einfaches Spiel. Die große Kugel muss in die nähe der kleinen Kugel. Appropos Nähe. Was auch ein Spiegel der Liebes- & Leidensbeziehung zwischen Deutschland und Frankreich ist, ist die Tatsache der Marktanteile im Automobilmarkt. Der zeigt eines deutlich. Das geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Also, mit Fakten kann das nichts zu tun haben. Wenn sie zum Beispiel ins Saarland fahren, haben die Franzosen ein ziemlich großes Stück vom Kuchen. In

Frankreich natürlich den größten Brocken vom Markt. Aber sie müssen nur einen Schritt über die deutsch-französische Grenze machen und schon glaubt der eine, dass der andere keine Autos bauen kann. Wir reden hier nicht von ein paar Prozent, wir reden hier von erdrutschartigen Verschiebungen der Marktanteile. Wie kommts? Sehen sie, so weit sind wir eben noch nicht. Dabei kann man getrost davon ausgehen, dass die Produkte in ihrer technischen Qualität bei weitem nicht so weit auseinander liegen, wie die Marktanteile den Anschein machen. Die Emotionen. Ja, die Emotionen. Da kann man bauen was man will, wenn die Emotionen im Spiel sind, kann man alle Argumente in die Tonne hauen. Auch ein Merkmal des Boulespieler. Die Emotionen zuzulassen, als beeinflussendes Merkmal, ist enorm wichtig Aspekt. Wer sauer, gereizt und provoziert wirft, wirft schlechter. Wer mit Unlust, gelangweilt und desinteressiert wirft, wird ebenfalls schlechter werfen. Das Spiel braucht die Konzentration und Emotionalität, die es braucht. Nicht mehr nicht weniger. Das gilt es in der Waage zu halten. Schwer, für viele zu schwer. Für die wirklich sehr Guten, kein Problem. Im Wurfkreis fixiert man nun ausschließlich den Punkt, auf dem die Kugel landen soll. Und von wo diese dann sich auf machen soll zum Schweinchen. Hat man diesen fixiert mit den Augen. Dann lässt man diesen fixierten Punkt am besten nicht mehr aus den Augen. Justieren nennt man das. Der Visionär kann sich den Wurf vorstellen. In Gedanken wirft er genau auf den anvisierten Punkt und sieht sich den Verlauf der Boule an. Stimmt die Vorstellung mit seinem ausgewählten Wurf überein, wirft er. Der gedachte und der wirklich gemachte Wurf sind zwei unterschiedlichen Wurfwelten. So tun viele Spieler so, als sei der gute Wurf, der ihnen gerade gelungen ist, auch so gedacht wäre. Dem ist bei weitem oft nicht so. Glück gehabt. Der wirklich gute Spieler, orientiert sich nur an der Übereinstimmung von gedachtem und gemachtem Wurf. Ist das Glück mal auf seiner Seite, sieht man ihm das sofort im Gesicht an. Vom Pech lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen. Wenn alle Spieler vorher sagen müssten, welchen Wurf sie machen wollen, würde man den großen Unterschied zwischen gedacht und gemacht sichtbar machen können. Darum werden einige nie besser. Weil sie auf das Glück vertrauen. Das ihnen einige zur Seite steht, dem großen Rest nicht. Denn das Glück darf man nicht immer auf seiner Seite wähnen. Mit dem Glück macht man langfristig keinen Deal. Mit dem Können schon eher. Was man einmal anvisiert hat, muss man genau im Blick behalten. Man winkelt beide Füße leicht seitlich ab. So dass diese nicht mehr frontal zum Schweinchen stehen. Sondern ein wenig versetzt. Dann beugt man die Knie locker und leicht durch. So, dass man ein wenig federt. Das Bein auf der Wurfseite wird nun noch weiter abgewinkelt. Also ans Standbein heran und aus der Wurflinie heraus. So dass der Arm frei schwingen kann, und vor allem gerade, wie ein Pendel, ohne einen Bogen um das Bein machen zu müssen. Das wäre ungut für die Wurfausbeute. Der Arm muss frei schwingen können. Deshalb steht man - kurze Zeit - in etwa so da, als ob man ganz dringend pinkeln müsste. Genau genommen steht so nur das eine Bein da. Aber wir wollen es nicht komplizierter machen, als es ist. Denn wie gesagt, es ist ein einfaches Spiel. Die große Kugel muss in die Nähe der kleinen. Mehr ist es eigentlich nicht. Nun dreht man die fixierte Eisenkugel im Handteller, um 180 Grad mit dem Handrücken nach oben. Konzentriert sich dabei immer auf den Punkt auf dem die Kugel landen soll. Wobei die Fingerkuppen weiterhin eine Linie bilden. Sollte die Kugel jetzt schon auf den Boden fallen. Direkt vor die Füße, zum Glück davor, dann war der Griff viel zu locker. Der Arm ist nun um 45 Grad nach vorne gestreckt, nicht zu weit. Nicht nur das 90 Grad einem Hitlergruss ähneln würde, sondern es wäre auch unnatürlich. Der Blick auf die Kugel ist unwesentlich. Der Blick auf den Landepunkt ist ausschlaggebend. Der Arm deutet in die entsprechend richtige Richtung. Die Hand mit der Kugel natürlich auch. Als ob man sagen würde, da sitzt ein schöner Schmetterling auf dem Boden. Wo? Na da! Also auch nur so weit ausholen wie es eines natürlichen lockeren Schwunges bedarf. Ohne Kraft und ohne Umwege. Beim eigentlichen Wurf schaut man nicht auf den Arm, die Hand, die Kugel, sondern nur auf den Punkt, auf dem die Kugel das erste Mal Bodenkontakt haben soll. Des Weiteren soll die Kugel gut ausgestattet fliegen. Mit dem nötigen Rückdrall. Oder ohne. Man kann der Kugel jeden gewünschten Effekt mitgeben. Damit die Kugel wenig, viel, schnell oder langsam geradeaus, oder nach links wie rechts rollt. Man kann auch so werfen, dass die Kugel auf dem Aufschlagpunkt liegen bleibt. Kommt darauf an wie weit, oder wie schnell sie rollen soll. Die Flughöhe und der Effekt sind maßgeblich verantwortlich für das Rollverhalten. Die Flugkurve gibt ebenfalls Aufschluss über die Art des Wurfzieles. Das kann man in allen erdenklichen Ausrichtungen beeinflussen. Denken sie an das Bein. Der Aufschlagpunkt am Boden noch immer fest im Visier. Der Schmetterling am Boden. Nun schwingt der Arm wie ein Pendel ganz behutsam und entspannt durch nach hinten. Die Augen auf den Punkt gerichtet. Um dann wieder nach vorne zu kommen und beim idealen Auslasspunkt gleitet die Kugel nun über die Fingerkuppen, die nun ausgestreckt sind, auf dem direktesten und geradesten Weg zum Aufschlagplatz. Die Länge des Schwungs entscheidet über die Flughöhe oder -tiefe. Verlässt die Kugel zu einem späten Zeitpunkt die Hand wird die Kugel eine hohe Flugkurve annehmen. Mit einem Rückdrall versehen wird die Rollbahn sehr kurz werden. Würde die Kugel früher als auf oder unteren Hüfthöhe die Hand verlassen und ohne Rückdrall, dann würde die Kugel eine lange Rollbahn nehmen. Somit gibt es immer einen optimalen Wurf. Immer. Einen richtig guten. Den gilt es zu erkennen und immer wieder zu versuchen. Bis er immer wieder und immer häufiger gelingt. Gedacht – getan. Die Beine und der ganze Körper schwingen dabei rhythmisch leicht mit. Und unterstützen die Kugel so auf ihrem Weg zu dem Ort, an dem der Schmetterling sitzt. Bei der ganzen Prozedur gilt die Konzentration nur dem Punkt, an dem die Kugel landen soll. Alles andere geht automatisch mit der Zeit ins Blut über. Als ob man etwas aus einigen Metern Entfernung in den Papierkorb werfen wollte. Nun ist die Sekunde der Wahrheit gekommen. Der Moment des immer währenden Lernens. Was uns Menschen von den Tieren maßgeblich unterscheidet. Von dem wir aber nur ungern oder zu selten Gebrauch machen. Denn der Boulespieler kann aus jedem Wurf, den er selber macht etwas lernen. Zu hoch, zu kurz, zu lang, zu schnell, zu langsam, zu weit rechts, zu weit links. Auch aus allen anderen Würfen die er bei anderen Spielern aufmerksam verfolgt, kann er immer etwas lernen. Denn wenn jemand vor ihm wirft, kann er aus diesem Wurf wichtige Schlüsse für

seinen eigenen Wurf ziehen. Auch aus schlechten Würfeln lernt man, wie es nicht geht. Schlechte Würfe bestätigen die Annahme – so nicht. Man muss vor dem eigenen Wurf sich für einen entscheiden. Das ist wie beim Elfmeter. Man sucht sich vorher die Ecke aus. Nicht während des Schusses. Das geht in die Hose beziehungsweise in der Regel am Tor vorbei. So auch beim Boule. Wer im Wurfablauf erst nachdenkt, wohin die Reise gehen soll. Der hat keine wirkliche Kontrolle. Wer im Wurf korrigieren will, dem wird das nicht gelingen, sondern der gesamte Wurf wird vollends misslingen. Fragen über Fragen, die im Wurf nicht auftauchen dürfen. War dieser Wurf richtig oder falsch gewählt? Geschweige. Hat das ganze Wurfeszenario überhaupt dazu geführt, diesen Aufschlagpunkt auch erreicht zu haben? Wobei so nah wie möglich nicht immer gut sein muss. Denn wenn der Gegner einen guten Schiesser sprich „tireur „ hat, dann sollte man nur so nah an das Schweinchen legen, dass der Schiesser denkt, ach da kommen wir noch näher mit dem Legen ran. Ab jetzt beginnt die Strategie. Alles zuvor ist nur werfen. Kann man werfen, beginnt man in die zweite Ebene der Strategie einzutauchen. Denn das Werfen der Boule besteht aus Legen oder Schießen. Davor Rollen, raus Rollen, Schweinchen ziehen. Blockieren. Einen Punkt hergeben, statt vier zu riskieren. Und viele Szenarien mehr. Man legt entweder heran, oder schießt eine nahe Kugel weg. Mal ganz einfach erklärt. Das alles um am Ende zum einen am nächsten am Schweinchen zu sein. Zum anderen mit so viel Boule wie möglich. Das Spiel geht bis 13 Punkte. Wann man die Punkte macht ist egal. Man muss nur um zu gewinnen 13 machen. Deshalb sollte man seinen Wurf nicht beeinflussen lassen vom Punktstand. Jede Kugel am nächsten zum Schweinchen, vor der ersten Kugel des Gegners am nächsten zum Schweinchen, zählt als Punkt. Habe ich es nicht gesagt, das ist ein ganz einfaches Spiel. Die jeweiligen Spielkugeln dürfen während des Spiels nicht gewechselt werden. Ohne das die Zustimmung des Gegners eingeholt wurde. Aber dafür muss ein triftiger Grund vorliegen. Das Schweinchen muss einen Meter von allen unbeweglichen Hindernissen entfernt liegen. Außer, der Gegner und man selbst legt fest, dass der Gegenstand akzeptiert wird und seine Berührung zum Spiel dazu gehört, also die Kugel nicht tot – das heißt „aus“ , ist. Man darf beim Abwurf nicht übertreten. Warum sonst auch der Wurfkreis. Nach einem Spiel verwischt man mit dem Fuß den alten Abwurfkreis. Damit kein Chaos entsteht. Welcher Kreis? Der oder der? Oder der? Und man darf nicht näher als zwei Meter in der Wurflinie eines Spielers stehen. Das gilt als Behinderung des Gegners. Die eigenen Mitspieler dürfen stehen, wo sie wollen. Beim Boule lernt man an der Art, wie die Spieler spielen, viel über die Menschen an sich kennen. Eigentlich alles. Die Sturheit. Die Offenheit. Die Verbissenheit. Die Geselligkeit. Die Ehrlichkeit. Die Genauigkeit. Die Teamfähigkeit. Die Lernfähigkeit. Alles. Ich behaupte ich kann nach 10 Minuten Boule spielen, mit Boulespielern, also keinen Anfängern, mehr über die Person erzählen, als jede Familienaufstellung, aber ähnliches. Aber mich fragt ja keiner. Da gibt es zum Beispiel die totalen Sturköpfe, die niemals ihren Wurf den Bodenverhältnissen anpassen würden. Die mit Biegen und Brechen, die Realität verbiegen wollen. Die immer den gleichen falschen Wurf machen. Und je nach Bodenbeschaffenheit spielen diese miserabel oder ganz passabel. Auch der Wurfstil sagt viel aus. Es gibt Spieler, die einen so schlechten Wurfstil haben. Das nur jede 20igste Kugel mal in die Nähe des Schweinchens kommt. Aber die haben sich daran gewöhnt und können den Stil einfach nicht mehr umstellen. Aber auch im Boule ist es wie im wirklichen Leben. Ich kann nicht, heißt ich will nicht. Dann gibt es die, die immer die letzte Kugel im Team haben müssen. Aber eigentlich damit nur Unfug anrichten. Die sich einen unkopierbaren Wurfstil angewöhnt haben. Die, die immer reden beim Spiel – dazu gehöre ich. Die mit der großen Klappe – dazu auch. Und die, die immer überrascht tun. Obwohl sie den Wurf genau so gewollt haben und schon tausendmal exakt getan haben. Die sich im triplet immer so postieren, dass ihre Kugeln erst zum Schluss ins Spiel eingreifen. Dann gibt es die Spieler, die ganz überraschende Dinge tun. Im Team. Man denkt, der legt. Weil nur Legen schlimmeres verhindert und schwupp wird doch – vorbei – geschossen. Dieser Typ räuspert sich dann so, als ob er eine geniale Idee hatte, die aber keiner versteht. Dann gibt es Spieler, die sind so zurückhaltend das man die eigentlichen Qualitäten nicht erkennt. Vor allem Frauen. Sie sind oft die besseren Boulespieler, aber drängen sich nicht so auf. Dann gibt es die nur Boul mit dem Mund spielen. Die wollen zwar immer. Reden so, als ob sie spielen könnten. Aber es kommt immer was dazwischen. Dann gibt es die wirklich gestörten. Die unglaublich unübersehbar schlecht spielen, aber immer alles andere dafür verantwortlich machen, sogar die Mitspieler, den Boden, die Kugeln, den Stein. Dann gibt es die Leger. Die mit ruhiger Hand 95 % der Kugeln dahin rollen, wohin sie diese haben wollen. Und natürlich gibt es auch die Schiesser. Die ebenfalls über 90% aller Kugeln weg katapultieren. Dann gibt es die nervigen Spieler. Die ewig den Boden betrachten, immer die letzten Löcher mit dem Fuß wieder glätten. Es gibt die lustigen. Die listigen. Und sogar die böartigen. Es gibt im Boule alles, was es im wirklichen Leben auch gibt. Aber vor allem gibt es die guten und die schlechten. Die schlechten tun aber auch nichts, um wirklich besser zu werden. Betrunkene. Fleißige. Faule. Dicke. Talentierte. Pessimisten. Glückliche. Optimisten. Ängstliche. Übermutige. Könnte es sein, dass man in Frankreich zu einem Einstellungsgespräch seine Kugeln mitbringen muss? Oder wenn man beim Schwiegervater vorstellig wird. Aus dem Boulespiel eines Boulespielers kann man alles lesen. Wie andere aus dem Kaffee, oder aus den Karten, der Hand oder allem anderen. Keiner kann seinen Charakter verbergen. Das Spiel deckt alles auf. Die guten Seiten und die nicht so guten. So sehr man sich auch anziehen und verstellen mag. Das Spiel legt den Charakter frei. Es gibt glatte Kugeln. Die haben kein Muster. Auf denen kann man nur den Hersteller, den Härtegrad, das Gewicht nachlesen. Alles Angaben, die eingraviert sind. Gute Boulekugelsätze haben Nummern. Somit hat ein Satz 3 Kugeln, seine eigene 3 Nummern. Unverwechselbar und einzigartig eingraviert ins Eisen. Und es gibt Kugeln mit verschiedenen Mustern. Ein Satz Boulekugeln, also 3 Kugeln, kostet um die 120 Euro. Es gibt aber auch Kisten bei Ikea, die kosten viel weniger. Sind aber 3 x 2 Kugeln. Also hat eine Kugel immer ein anderes Muster. Und es sind billige Kugeln, die unglaublich glänzen und schlechte Laufeigenschaften haben. Also schlechte Kugeln, die auch noch jeder sofort erkennt. Der routinierte Boulespieler hat Kugeln die so aussehen, als ob

damit schon aus Kanonen auf Piratenschiffe geschossen wurde. Der Schiesser hat in der Regel glatte Kugeln ohne Muster. Die aber voller Macken von unzähligen Treffern sind. Der Leger hat welche mit Muster. Muss aber nicht sein. Ist aber öfter so. Wenn man nicht weiß, wer näher ist, darf man ein Zentimetermaß zu Hilfe nehmen. Dabei ist darauf zu achten, dass keine der Kugeln bewegt wird. Es wirft immer die Mannschaft die weiter weg ist vom Schweinchen, so lange bis sie näher dran ist. Oder leer ist. Also keine Boule mehr hat. Dann wirft die andere Mannschaft. Entweder zuvor, weil eine andere näher ist, oder der Gegner leer ist. Es ist ratsam, das Spiel genau zu lesen. Damit nichts Unerwartetes geschehen kann. So sollte man immer eine Kugel lang haben. Das heißt ein Stück hinter dem Schweinchen. Eine Kugel in der Wurflinie vor dem Schweinchen ist auch ratsam. Das ist oft eine unterschätzte Kugel. Die ganz unerwartet plötzlich Karriere macht. Weil jemand diese unachtsam oder gewollt noch näher ans Schweinchen bringt. Für den Fall, das Schweinchen wird getroffen und fliegt nach hinten, hat man ja eine Kugel lang gespielt. Man sollte immer möglichst nah und vor dem Schweinchen bleiben. Alles hinter dem Schweinchen ist nicht so gut. Man sollte beim Gegner gute Leger zum Schiessen bringen und gute Schiesser zum legen. Man sollte immer ein trockenes Tuch dabei haben, um die Kugeln nach jedem Spiel säubern zu können. Die Hände bleiben so auch sauber und trocken. Das Kugelgefühl sollte nicht beeinträchtigt werden. Nicht durch Wasser, Staub oder anderen Dreck vom Boden. Trifft jemand das Schweinchen so sehr, dass dieses aus dem Spielfeld gerät und aus ist, dann zählt das Spiel null für den Fall, dass beide Parteien noch Boules haben. Sollte eine Partei leer sein, zählen die Punkte so viele Kugeln noch bei der anderen Mannschaft mit Kugeln sind. Man sollte sich den Untergrund immer so genau ansehen, bis man das Gefühl hat, einen guten Wurf machen zu können. Das darf aber nicht mehr als zwei Minuten ab dem Abwurf der Kugel zuvor bedeuten. Außer bei der ersten Kugel, darf man etwas länger den Untergrund betrachten. Einige schauen sehr viel und sehr lange. Das machen sie aus zwei Gründen, um den Untergrund wirklich zu studieren und den Gegner aus der Ruhe zu bringen. Einige sehen auch immer ihre Kugel näher am Schweinchen. Obwohl es offensichtlich nicht so ist. Deshalb muss man bei diesen Gegnern, sich immer selbst vergewissern. Denn was der Gegner sagt, ist nicht von Belang und kann nach Abwurf nicht widerrufen werden. Man kann das Schweinchen ohne Angabe von Gründen maximal 3 mal neu auswerfen. Wenn dann die Kugel nicht zwischen 6 und 10 Metern liegt, wirft der Gegner. Wie schon gesagt, ein einfaches Spiel. Man sollte lernen, das Spiel zu variieren. Also nah und fern zu spielen. Denn viele spielen lieber nah oder lieber fern. So ist es ratsam raus zu bekommen, wo die Schwächen des Gegners liegen. Man sollte auch darauf achten ob der Gegner linke oder rechte Hand wirft. Für den Fall, dass man den Rollweg zustellen will. Ständiges Nachmessen macht den Gegner in der Regel auch verrückt. Gute Spieler unterlassen das aber und lassen besser die Kugel für sich sprechen. Auch lange Besprechungen gehen tierisch auf die Nerven. Was den Gegner auch völlig aus der Kontrolle bringt, ist ein „übertreten“ mal ein zu werfen. Denn das kann er letztendlich nicht wirklich kontrollieren. Auch wenn der Gegner weiß, dass man bereit ist zu beschießen, kann ihm das den letzten Nerv, bzw. die Konzentration rauben. Auch sehr aus dem Konzept bringt die leise Behauptung „das war die letzte Kugel“. Mit der Gewissheit selbst noch eine zu haben. Hebt der Gegner nun eine seiner Kugeln auf, wird das Spiel andersherum gewertet, oder wiederholt. Denn man darf keine Boule bewegen, bis die letzte ruht. Die guten Spieler unterscheidet von den nicht so guten, dass diese keinerlei Spielchen treiben, sondern einfach immer besser sind. Die nicht so guten Spieler versuchen so mit zu halten. Verlieren aber in der Regel trotzdem. Deshalb könnte man sich den ganzen Beschiss eigentlich sparen. Aber der Schlechtere träumt immer davon, den Besseren zu besiegen. Einigen ist dafür eben jedes Mittel recht. Der gute Spieler läßt das hin und wieder zu, bei Spielen in denen es um nichts geht. Um wenn es um etwas geht, den Spieß locker wieder herum zu drehen. Das Spiel wird, wenn man technisch sauber spielt zu 80% im Kopf gewonnen und gespielt. Und zu 80% im Kopf verloren. Das wissen die Guten. Die nicht so Guten glauben es liegt an den Kugeln, dem Licht, dem Boden oder dem Biorhythmus. Es liegt an allem anderen nur nicht an ihnen selbst. Deshalb machen sie im Kopf auch alles andere dafür verantwortlich. Das ist nicht gut. Weil damit das „dazu lernen“ blockiert wird. Der gute Spieler weiß, dass dies alles Blödsinn ist. Wenn der Kopf frei ist und der Arm nicht gebrochen, dann kann man einen guten Spieler mit sportlichen Mitteln nicht schlagen. Es ist trotzdem ratsam, viel zu spielen und mit oder gegen viele bessere Spieler zu spielen. Denn die Guten sind gut, weil sie besser sind als die Anderen. Also lernt man am besten und schnellsten von den Guten. Denn der gute Spieler erklärt gerne das Spiel und seine Spielweise. Man kann beim Spielen seine Bewegungsabläufe betrachten, studieren, verinnerlichen bis hin zu kopieren. Auch er sehnt sich nach stärkeren Gegnern, gegen die er auch verlieren kann oder sicherlich wird. Denn der gute Spieler erkennt den Abstand. Ob dieser klein ist, groß ist, kleiner geworden oder größer geworden. Die meisten Spiele im Boule werden deshalb im Kopf gewonnen oder verloren. Weil man es zum einen noch nicht so gut kann, traut man sich zum anderen auch weniger zu. Das drückt sich im Spielverlauf immer aus. Deshalb ist es ratsam, im Spiel den Gegner nicht als Herausforderung zu sehen, sondern die Entwicklung des eigenen Spiels. Man spielt immer für oder gegen die eigene Statistik. Zudem spielen die Menschen lieber mit oder gegen einen, wenn sie Spaß an einem haben. Wer beschießt, ist immer der letzte der aufgefordert wird. Wenn wirklich sonst kein Schwein zu finden ist. In Frankreich sind alle immer sehr nett und sympathisch, das bringt einen ständig in die Situation, das Spiel und den Gegner nicht so ernst zu nehmen. Weil er so nett ist. Das führt so weit, dass man gegen so freundliche Menschen fast nicht wirklich gewinnen will. Das machen die Franzosen absichtlich. Freundlichkeit ist im Spiel gut eingesetzt eine sehr wirkungsvolle Waffe. Man kann den nötigen inneren Druck nicht aufbauen, die Spannung nicht halten, wenn der Gegner einem wie ein Mitspieler vorkommt. Freundlichkeit ist eine sehr gute Taktik. Kostet nichts, außer ein Lächeln. Deutschen fällt das schon schwerer. Schon deshalb sind Sie emotional Franzosen gegenüber unterlegen. Denn sie wissen, dass es besser ist den Gegner nicht zu provozieren. Das erhöht nur die Konzentration und die nötige Aggression. Franzosen lassen bildlich gesprochen einfach die Luft beim Gegner raus.

Entschuldigen sich. Sind höflich. Fragen nach. Sind großzügig. Denn im Prinzip ist das Spiel für alle das gleiche und deshalb ja prinzipiell ganz leicht. Man wirft die große Kugel nah an die Kleine. Das versteht doch jedes Kind. Wer am Ende näher dran ist hat den Punkt. Wer zu erst 13 Punkte hat, hat den Satz gewonnen. Aber genau in der Einfachheit liegt die Schwere der Erkenntnis an dem Spiel. Wenn Deutsche noch über den Boden schimpfen, oder die eigenen Kugeln in die Verantwortung nehmen, analysiert der Franzose schon, was gut am Wurf war, woran der Ausgang lag und was er besser machen kann. Deshalb ist es auch sehr schlau, sich immer die Würfe des Gegners an zu sehen. Denn aus denen kann man schon sehr viele gute Schlüsse ziehen. In der Musik ist es ähnlich. Da sind es auch die einfachen Kompositionen, die so schwer zu komponieren sind. Weil man fähig sein muss, alles wegzulassen, was nicht der Melodie dient. Vielen ist es fast peinlich, so einfache Noten auf das Notenblatt zu bringen. Weil sie sich einfach nicht vom Komplizierten trennen können. Mein Lieblingssong und ich erwähne den nicht ohne Grund, heißt „Autumn Leaves“. Was so viel bedeutet, dass einem die Frau im Herbst abgehauen ist und das Wetter zur seelischen Stimmung passt. Autumn Leaves ist eine Jazz-Komposition, glaubt man. Es gibt eine lange Reihe unglaublicher Interpretationen von diesem Jazz Standard. Unter anderem von Bill Evans, Cannonball Adderley, DeJohnette, Earl Klugh, Joe Pass, Keith Jarrett, Miles Davis, Nat King Cole, Wynton Marsalis und viele phantastische mehr. Deshalb bitte ich schon mal an dieser Stelle um Entschuldigung für alle die ich vergessen habe. Aber auch bei diesem Jazz Klassiker gibt es eine Interpretation die über allen steht, die von Old Blue Eyes Frank Sinatra. Aber wenn man genau recherchiert, entdeckt man eine Urfassung in Form einer Aufnahme von Yves Montand. Dem wohl größten männlichen Chanson Sänger Frankreichs. Ohne Anderen zu nahe zu treten. Aber der trällert da ein Lied, mit dem Namen „Les feullies mortes“. Das es einem eiskalt den Rücken herunter läuft. Und wer noch genau nachschaut entdeckt auch die Edith Piaf mit dem gleichen Chanson. Ein Jazz Standard, dessen Ursprung in Frankreich liegt. Komponiert hat mein Lieblingslied, wie soll es auch anders sein ein Franzose. Kosma heißt dieser. Dann gibt es plötzlich in den 50er ein Jazz Arrangement von diesem Chanson, der zum Jazz Standard und somit zu einem der Jazz Klassiker wurde. Somit ist für mich Autumn Leaves die musikalische Verbindung zwischen dem Spiel und somit Frankreich und dem Jazz und somit Amerika. Das Beste aus beiden Ländern ist, ohne das ich die Herkunft kannte, zu meinem Lieblingslied geworden. Kein Wunder, wenn man die Geschichte hinter dem Song kennt. Aber wer kennt die schon? Ich habe über ein Jahr im Alter von 23 Jahren in Südfrankreich jeden Abend ab 17.00 Uhr auf einem Dorfplatz im Boule verloren. In allen Konstellationen. Meistens in der ersten Runde, des all abendlichen Dorf Turniers. Bei dem jeder 20 France einzahlte. Das war damals durch 3 etwa 7 Mark und entspricht heute 3 EURO. Was bekommt man an alkoholischen Getränken heute noch für 3 EURO. In der Gastronomie. Da ist ein angenehmer Rausch in weiter Ferne. Da bekommt man ja nicht mal einen Schwipps. Die Cotes Azur war schon damals ein teures Pflaster. Daher meine Taktik, für 3 EURO verlieren, für viel mehr Trinken. Denn das Sieger Team hat am Ende alles bekommen. K.O-System. Und ungehend mit den übrig gebliebenen die Siegerprämie in der Bar de la Post versoffen. So ein Sieg musste doch sofort gefeiert werden. Ich war immer noch dabei. So günstig kommt man nicht an 5 bis 10 Pastis. Ich habe mit einem Luxemburger oft zusammen gespielt. Wir waren sicher das schlechteste Team Frankreichs. Aber immer das lustigste und das angeheiterteste. Wir durften aber immer mitspielen, weil wir fleißig 20 France einbezahlt haben. Leicht verdientes Geld, dachte sich da der Franzose. Aber der hat nicht mit unserer durchdachten Taktik gerechnet. Die Geschichte hat kein Happy End und keinen Höhepunkt. Außer, dass die Franzosen nicht hinter unsere Alkohol-Boule-strategie gekommen sind. Der Sieg über Deutschland und Luxemburg war dann doch zu wertvoll. Das war denen 20 Franc oder eine Reihe Pastis wert. Und wir kamen zudem jeden Abend sehr günstig an eine Reihe von alkoholischen Kaltgetränken. Diese Niederlagenstrategie ging sehr gut auf. Wir haben natürlich immer verloren. Meist in der ersten Runde, manchmal in der zweiten, selten in der dritten. Weil wir selten so weit gekommen sind. Aber wir waren jeden Abend da. Mit einem Lächeln bereit uns wieder 20 Franc abnehmen zu lassen und wieder raus zu fliegen. Wir kamen wieder und wieder und wieder. Auch weil wir hier die Kontakte knüpfen konnten und wollten, die uns alle wichtigen Türen in dem Dorf geöffnet haben. Mit meiner Abreise habe ich die Kugeln in Deutschland lange nicht mehr angefasst. Warum auch. Bis zu einem Zeitpunkt in Düsseldorf. Jahre später. Als auf einem kleinen Platz „Marienplatz“ sich regelmäßig Frankophile trafen und häufig Boule spielten. Mit Baskenmütze, Edit Piaff aus dem Ghetto-Blaster und süffigem Rotwein. Ein guter Freund überredete mich mal mit zu spielen. Das ist derselbe Freund, mit dem ich zuvor einen Urlaub in St. Maxime verbrachte. St. Maxime liegt in der Bucht von St. Tropez und es ist derselbe Ort, an dem ich Jahre zuvor als Surflehrer beschäftigt gewesen war. Es war nach dem Abitur. Meine Freunde mussten oder wollten alle zur Bundeswehr. Leider bin ich ausgemustert worden. Wegen eines schweren Knieleidens. Da ich mein Studium der Betriebswirtschaft aber nicht alleine beginnen wollte, habe ich mich dazu durchgerungen, eine Zeit als Surflehrer in Südfrankreich zu arbeiten. Daraus wurde etwas mehr als ein Jahr. Eben die Länge der Bundeswehrzeit. Der Ort meiner Wahl, wie schon erwähnt und wie soll es auch anders sein - Frankreich. Mein damaliger Sportlehrer hatte mich vermittelt. Es war ein Jugendclub für deutsch –französische Begegnung. Wieder so ein Versuch mit der Kollektivschuld oder Unschuld in Form der Konfrontation umzugehen. Club 7. Also die eine Hälfte waren deutsche Kinder und die andere Franzosen im Alter von 14 bis 20 Jahren. Aber auch deutsche Schulen kamen häufig zu Abschlussfahrten. Der Club gehörte exakt zu der Hotelgruppe, bei der ich Jahre zuvor selbst meine Abschlussreise gemacht hatte, nach St. Raphael. So trifft man sich wieder. Nun war ich 22 Jahre jung. Und hatte 3 bis 4 mal am Tag eine Gruppe Surfanfänger vor mir. Am Strand. Es war eine gute Zeit. Jede Zeit ist gut. Aber das war rückblickend eine besonders gute Zeit. Denn sie war voller Boule voller Liebe. Und voller Erkenntnisse, die ich bis heute in meinem Rucksack fürs weitere Leben aufbewahre. Jedenfalls genau an diesen Ort der schönen Erinnerungen und Erlebnisse kehre ich, Jahre später mit einem guten Freund zurück. In der

Zwischenzeit bin ich in der Werbung gelandet, als Texter. Er ist Kundenberater in der gleichen Agentur. Wir hatten uns ein schönes Appartement am Meer gemietet. Ich muss die Geschichte erzählen, weil ich hier Jahre zuvor über ein Jahr so gut wie täglich Boule gespielt habe. Und weil genau an diesem Ort jetzt ein paar Dinge plötzlich übereinkommen. Das Erste war das Boule spielen. Ich packte wieder meine Kugeln aus. Und Thomas kaufte sich auch welche. Thomas und ich gingen jeden Nachmittag zum Boule spielen auf dem Dorfplatz. Wir nahmen aber an keinen Turnieren teil, sondern ich brachte ihm das Spiel bei. Falsch, ich vermittelte ihm Kultur des Spieles. Dabei lernte er zudem das Spiel. Denn den Pastis konnten wir uns auch so leisten. Zudem wusste ich ja, dass kein Franzose wirklich darauf erpicht war mit oder gegen uns Deutsche Boule zu spielen. Zum Ausgleich hatte er mich in der Mittagsonne am Tischkicker ständig geschlagen und zugleich geschult. Somit hatte mich das Spiel und seine Kultur kurze Zeit wieder. Thomas selbst war gerade in einer Sinnkrise in Sachen Beziehungen zu Frauen. Somit lag es an mir, ihm die Krise aus dem Kopf zu schlagen. Wir waren jung, das Leben lag noch vor uns. Somit lag kein triftiger Grund für eine ernst zunehmende Krise vor. So saßen wir in einer Bar, direkt im Ortskern, am Hafen, die jeden Abend proppenvoll war. Weil mir sein Gejammer über die Frauengeschichten so auf die Nerven ging, stellte ich die kühne Behauptung in den Raum, dass man im Prinzip jede Frau haben kann. Das hat Frankreich mir beigebracht. Du musst es nur wirklich wollen und alles dafür tun. Die stille Hoffnung auf Erwidern der Gefühle reicht da oft nicht aus. Das Glück muss man schon selbst anschieben. Als Beweis für diese auch in seinen Augen kühne These, setzte ich noch einen oben drauf. Er solle sich jetzt sofort zwei beliebige Frauen im Café aussuchen. Damit ich ihm beweisen kann, dass wir innerhalb von 12 Stunden mit diesen alles das gemacht hätten, was andere gerne mit den Mädchen tun würden. Das gefiel ihm. Das brachte ihn auf andere Gedanken. Das lenkte ihn von seinem Seelenschmerz ab. Was ihm noch nicht schwante war, dass wenn diese Theorie sich in die Wirklichkeit umsetzen lassen würde, seine Einstellung völlig untergraben würde. Somit war er eher auf eine weitere Lehre in Form einer Abfuhr eingestellt. Nur mit dem schönen Beigeschmack, dass ich sie mir abholen würde. Er suchte sich die zwei hübschesten Mädchen aus. Die ganz vorne in der ersten Reihe saßen. Direkt da, wo sich die Massen jeden abend aufgebretzelt lang zwängten. Zudem wurden die beiden Hübschen, von einem Rudel Jungs belagert. Die alle mit der guten Absicht angetreten waren, zum Zuge zu kommen. Es waren zufälligerweise zwei Deutsche. Frankreich liebte ich mir. Da kann nichts mehr schief gehen. Um die Geschichte abzukürzen, es dauerte nicht mal 5 Stunden, da lagen wir mit den Mädels in den Betten. Thomas war so gut wie geheilt. Also auf dem besten Wege. Das Problem war nur, dass er den Feldversuch über den ganzen Urlaub ausweiten wollte. Ich aber nicht. Sondern tags darauf wieder zu unserer erholsamen Tagesordnung übergehen wollte. Frühstück. Strand. Kickern. Boule. Essen. Schlafen. Mehr nicht. Was heißt mehr. Ich empfand diese Art der aktiven Erholung als sehr viel. Es sollte ja auch ein Erholungsurlaub sein. Da Mädchen aber beschäftigt werden wollen, ging mir der Alternativplan der aktiven Urlaubsbekanntheit völlig gegen den Strich. Es dauerte drei ganze Tage bis ich ihn davon überzeugt hatte, den Feldversuch bitte einzustellen und nicht auszuweiten. Es viel ihm nicht leicht. Aber er tat es dann doch. Mir zu liebe. Wir spielten wieder Boule. So entspannt man diesem Spiel nur nachgehen kann. Genau mit diesem Thomas passierte es dann auch in Düsseldorf, das wir an dem besagten Bouleplatz zu unseren Kugeln griffen. Was sehr schnell zu einem Turnier führte. Mit Pokalen und Preisen. Bei dem wir auf Anhieb zweiter wurden. Wenn man bedenkt, dass Thomas eigentlich Anfänger war, war das für die Boulegemeinde ein Schock. Für mich auch. Denn ich war zu dem Zeitpunkt ja eigentlich nur das Verlieren gewöhnt und einen Pokal kann man nicht trinken. Typisch deutsch dachte ich mir. Pokale. Am besten noch Orden oder ein Zertifikat. Warum keinen Rotwein als Preis? Etwas, womit man was anfangen kann. Die mir bekannte Gelassenheit des Spiels war auf einen Schlag vorbei. Von der von mir geliebten Kultur blieb auch nichts mehr übrig. Nichts mehr von Entspannung. Plötzlich sollte und musste ich bzw. wir an allen möglichen Orten gegen alle möglichen Menschen antreten. Bei schlechtem Wetter. Auf langweiligen Plätzen. Mit schlechtgelaunten Menschen. Was mir natürlich gar nicht behagte. Zeitgleich war ich in den Genuß gekommen als Werber für einen französischen Automobilkonzern mein bestes geben zu dürfen. Nennen wir ihn Peunout. Eigentlich am Ziel meiner Träume wachte ich aber in einem Albtraum auf. Bis dato konnte ich mir von dem Begriff Ressentiments keine Vorstellung machen. Nach meiner Peunout Zeit dafür umso besser. Französische Autos in Deutschland verkaufen, war eigentlich unser Job, den wir aber so nicht ausüben durften. Weil Deutschland, obwohl der größte europäische Binnenmarkt Europas, Franzosen auf eine ganz eigene Art und Weise handhaben. Was ich damit sagen will kann man an einem einfachen Bild besser erklären. Wir waren mal wieder von Peunout zu einem internationalen Meeting der Agenturen eingeladen. Hier haben und werden Deutsche nie einen Preis gewinnen. Weil Deutsche an dieser Stelle nicht gewinnen sollen. Aber es kommt noch härter. Das treffen war in Versailles, bei Paris. Und die deutsche Delegation sollte und musste an einem Tisch Platz nehmen. Der direkt unter einer Gedenktafel platziert war. Und zwar der für die Kapitulation nach dem ersten Weltkrieg. Zufall? Bei Nichten! Franzosen liebten es, am längeren??deutscher verhungerten. Wir haben uns an die offizielle Demütigungsprozedur nur langsam gewöhnt. Aber es ging immer besser, weil man zum einen sehr gut dafür bezahlt wird. Und weil man zum anderen, irgendwie Mitleid mit ihnen bekommt. Denn Franzosen lassen nichts aus, um Deutschen in die prade ??u fahren. Wir konnten international präsentieren was wir wollen. Es haben immer die Frankreich nahen Länder den Zuschlag bekommen. Als mich dann mal ein Herr Peunout persönlich fragte, warum die Marktanteile für Peunout in Deutschland so klein sind und offensichtlich bleiben, habe ich einfach und ehrlich geantwortet: weil ihr die Liebe nicht erwidert. Niemand will ein Auto kaufen, von jemandem, der einem unübersehbar zu verstehen gibt, dass er ihn nicht mag, sondern nur sein Geld will. Wir haben dann nie mehr ein Wort gewechselt. Franzosen im Geschäftsleben sind ein Buch für sich wert. Haben sie mal Franzosen auf englisch präsentieren hören. Das müssen sie aufnehmen und nachher rückwärts ablaufen lassen, was sie dann hören klingt mehr nach englisch.

Schön ist auch, dass es regelmäßig internationale Meetings gab, bei denen die Vorgabe für alle englisch sprechen hieß. Für alle? Nicht ganz! Natürlich nicht für die Franzosen, die sprachen französisch. Denen war das völlig egal. Le roy est moi. Hunderte Meetings mit Kopfschütteln habe ich überlebt. Immer „Neins“ abgeholt. Wie andere Mannschaften Gegentore bei Bayern München. Non! Non! Das geht so nicht! Wir waren dazu verdammt eine Art Nichtkommunikation umzusetzen. Von den sicherlich 50 Peunout Promotion bei über 1000 Händlern, gibt es nichts, was sich hätte irgendeiner merken können. Da würde ich drauf wetten. Wir haben unsichtbare und wirkungslose Werbung machen müssen. Die Marketingleiter wurden gewechselt wie Stürmer, die nicht treffen in der Bundesliga. Dabei waren wir verdammt dazu. Und wurden dafür gut bezahlt. Und geprügelt, warum diese Aktionen wieder und wieder nicht funktionierten. Ich beendete meine kurze Düsseldorf Boule Karriere umgehend. Das Spiel war mir als Kulturgut zu wertvoll, zu sehr ans Herz gewachsen um es mir auf die deutsche Weise vermiesen zu lassen. Die Deutschen, besser gesagt wir Deutschen, deutschen alles ein. Wir übernehmen die Regeln, aber nicht die Kultur. Wir spielen ausschließlich um zu gewinnen, oder wenigstens nicht zu verlieren. Das deutsche Dominieren steht über allem. Es ist uns auch egal ob wir dafür rutschen, grätschen, Fouls spielen. Unverdient Elfmeter bekommen. Oder Gegenspieler unsportlich aus dem Spiel nehmen. Der Sieg. Der Sieg geht uns über alles. Nichts ist uns peinlich wenn wir am Ende bloß siegen. Kampfkraft. Siegeswille. Bis zum Schluss, das sind unserer Tugenden. Mit denen wir sogar Boule spielen. Die deutsche Art ist selten die leichte, Überzeugende, die spielerische, sympathische, die beliebte, die künstlerische, die begeisternde. Wenn wir mal wieder etwas gewinnen, schüttelt der Rest der Welt den Kopf. Wenige freuen sich mit uns. Denn wir erzwingen Siege, wir spielen nicht Fußball, sondern wir kämpfen Fußball. Das ist ein anderes Spiel. Eine andere Kultur. Man sollte das trennen. Man sollte nicht nur in Amateure und Profis, in sauber und gedopt, sondern auch in spielerisch und kämpferisch unterteilen. Wie beim Eiskunstlaufen A- und B-Note. Das würde bedeuten, wir wären zum Beispiel 74 nicht Weltmeister geworden. Und es wäre gerecht gewesen. Zwar ein Tor mehr, aber die anderen waren um so vieles besser und wir haben um so vieles Spielerisches vermissen lassen, das die B-Note Holland mit 2 zu 4 zum Weltmeister gemacht hätte. Wir Deutschen glauben, nein, wir sind überzeugt, dass nur der Sieg zählt. Das wie, diese Frage taucht in unserem Wesen nicht auf. Das verdirbt vielen das Spiel. Und beim Boule ist das identisch. Beim Spielen, mal einen Scherz machen. Mal etwas Witziges. Etwas probieren. Etwas anders machen. Da trifft einen sofort der Ernst der Sache. Man spielt doch nicht zum Spaß, sondern zum Gewinnen. Natürlich gewinne ich lieber als ich verliere. Aber ich will schön gewinnen. Spielerisch. Und dazu benötige ich keine anderen Mittel. Die aber in der deutschen Ausübung des Spieles einfach dazu gehören. Das nervt mich dann dermaßen, dass ich die Konzentration und dann die Lust verliere. Und so kann man kein Spiel spielen. Das man nachher völlig verärgert nach Hause kommt. Wieder Jahre später ereilte mich ein ähnliches Boule-Begegnungs-Ereignis. Nun in den Jahren etwas gereift, aber immer noch mit Pepe im Herzen. Am Ammersee bei München. Ein Spiel bei dem ich in Summe emotional und rechnerisch nur auf das Verlieren programmiert war, schenkte mir einen süßen Sieg nach dem anderen. Eigentlich wollte ich nicht spielen. Aber die Boulebahn, nur Meter von meinem zu Hause entfernt. Hat mich 3 Jahre angelacht. Als, die Bahn dann vergrößert wurde, war mein Bann gebrochen. Die Versuchung war doch größer. Die Hoffnung ebenso. Gegen den halben See, das Halbe Umfeld habe ich gespielt. Und nur selten verloren. Die Qualität meines Spiels war mir nicht bewusst. Am Maßstab Frankreichs sicherlich auch noch als miserabel einzustufen. Weil ich weiß, wenn ich morgen nach Südfrankreich fahre, werde ich wieder der Serienerlierer sein. Aber wir hatten immer Spaß. Hier bin ich zwar der Seriensieger, aber man hat nicht immer Spaß. Weil der Ehrgeiz anderer, vor allem Schlechterer einem gehörig auf die Nerven gehen kann. Die meisten spielen es dann doch deutsch. Die Kultur des Spieles, ist am Stacheldrahtzaun der Grenze hängen geblieben. Hier wird mit allen Mitteln versucht, das Spiel für sich zu entscheiden. Anstatt über den Spaß und die Lust am Spiel langsam besser und besser zu werden. Nicht den, das Bescheißen zu verbessern, sondern das eigene Spiel. Aber ich bin mit diesem Spiel nun mal in Deutschland angekommen. Es verfolgt mich. Es kommt immer wieder zu mir zurück. Also dachte ich mir, dann lasse ich es auch zu. Hier gehen Regeln zwar vor dem Spielspaß. Aber ich spiele es französisch. Was sicherlich häufig zur Verwirrung führt. 80 % der Regeln, die ich bis hier schon erläutert habe, kannte ich bis dahin noch gar nicht. Ich verliere noch immer gerne gegen gute Spieler. Weil es immer noch ein Genuß ist, guten beim Spiel zusehen zu dürfen. Mit Guten überhaupt spielen zu dürfen. Das ist der Respekt, denn einem das Spiel lehrt. Denn Boule lehrt einem etwas fürs Leben. Man spielt immer gegen die eigene Statistik. Man versucht immer möglichst viele gute Kugeln zu werfen. Am Ende eines Tages, spürt man, ob man seine Wurfstatistik bestätigt hat, drüber oder drunter war. Man verliert im Boule nicht gegen Gegner. Man gewinnt auch nicht gegen Gegner. Sondern man verliert und gewinnt gegen den eigenen Anspruch am Spiel. Also, wenn ich mein bestes Boule spiele und das Spiel gewinne, bin ich trotzdem hoch zufrieden. Wenn ich mein schlechtestes Boule spiele und trotzdem gewinne, bin ich sehr unzufrieden. Die Selbsteinschätzung ist wichtiger. Als das nackte Ergebnis. Egal was man im Leben macht, man muss das was man tut immer mit dem eigenen Anspruch an die Dinge und die Werte beurteilen. Viel heißt nicht immer gut. Und wenig nicht immer schlecht. Diese Botschaft trage ich mit mir. Diese Botschaft steckt im Spiel. Mut, Risiko, Chancen, Glück, Zufall, Konzentration, abgelenkt, Begabung, Talent, Fleiß, Angst alles was das Leben beeinflusst, beeinflusst auch das Spiel. Deshalb ist jede Boule Partie eine Art Meditation. Sie gibt mir Aufschluss darüber wie ich bin. In welchem Gleichgewicht oder Übergewicht. Wie sehr der Tag noch an mir hängt, oder ob ich los lassen kann. Ein schlechter Wurf. Ist der dafür verantwortlich das noch ein schlechter folgt. Oder kann ich das trennen. Das Spiel ist voller Lebensweisheit. Nicht so in Deutschland. Da besteht das Spiel nur aus Siegern und Verlierern. Die Spieler werden sogar abgeschottet oder schotten sich selber ab. Viele wollen gerade nicht gegen die Guten spielen. Weil sie nicht verlieren wollen. Die Guten wollen nicht so gerne gegen Schlechtere spielen. Und heben

sich die Ebenbürtigen für Turniere auf. Ich spiele gegen jeden und mit jedem, der Spaß am Spiel hat oder haben will. Das sind oft dieselben Personen. Weil nur wenige mit der Weisheit des Spieles beseelt sind. Meistens haben diese Menschen nicht durch das Spiel diese Einstellung erlangt, sondern durch andere Lebensumstände. Auch gut. Die deutsche Art des Spieles bleibt mir suspekt. Denn es ist ein Spiel. In meiner kostbaren Lebenszeit. In meiner noch kostbareren Freizeit. Warum sollte ich mir da selbst Stress antun? In Frankreich würde keiner so ein Theater um das Spiel machen. Weil die alle zu gut sind. Das Spiel lieben. Und weil die alle die Kultur des Spieles gleich mitpflegen. Sie sind damit geboren und aufgewachsen. Die Zusammengehörigkeit, die Gemeinschaft. Man spielt einfach und genießt ausschließlich das Spiel. Man freut sich aufrichtig über gelungene Würfe auch des Gegners. Komplizierte Kugelstellungen erfreuen einen, weil man die Chance hat eine seltene Lösung zu spielen. Das einfache Spiel, aber auf unglaublichem hohem – emotionalen - Niveau. Denn was keiner weiß, wer dieses Spiel beherrscht, der beherrscht sich selbst. Denn die Konzentration und die Leichtigkeit machen wie gesagt 80 % aus. Nur 20 % machen die technischen Fähigkeiten aus. Die erste Idee ist immer die richtige. Die richtige Entscheidung treffen ist so wichtig. Die umgehende Umsetzung ebenso. Die Korrektur der Entscheidung. Aber, die Bestätigung. Schnell, das Richtig tun. Das ist Boule. Denn es ist ein einfaches Spiel. Große Kugel neben kleiner Kugel, nicht mehr, nicht weniger. Aber alles was einfach klingt ist, wenn man es richtig gut machen will, in der Regel sehr schwer. Das vergessen die meisten, wenn sie ein paar Eisenkugeln im Dreck liegen sehen. So ist es auch beim Boule. Aber gut wird man nur über den Spaß. Das Lustprinzip. Weil das einem beibringt, den Kopf frei zu bekommen und locker zu bleiben. So hat das Boule in Deutschland mir doch was beigebracht. Was ich zwar nicht beim Boule einsetzen kann, aber bei allem anderen. Kopf frei. Rücken frei. Und locker bleiben. Geschrieben 2004. Autor Christof Hintze. Entstanden aus einer Laune. Nie wirklich zu Ende gedacht. Nie wirklich Korrektur gelesen. Aber es ist wie es ist. Mein unvollkommenes Buch. Voila.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 13:00

Samstag, 10. Mai 2008

Ein Blogtier?!

Wenn es Haustiere gibt, müsste es eigentlich auch Blogtiere geben. Warum denn nicht? Ein Haustier sagt viel über den Hausherrn aus. Sehr viel. Somit stellt sich die Frage, was wäre das geeignete Blogtier für den note Blog. Ein Hund? Eine Katze? Ein Vogel? Ein Hase? Ein Aquarium voller Fische? Ein Reptil? Keine Ahnung. Eventuell doch eine Katze. Allein schon der Eleganz wegen und der Art, mit welcher Selbstbestimmtheit diese durchs Leben geht. Und das mit den sieben Leben, dass passt auch gut. Katzen haben einen starken und eigenen Charakter und bleiben bis ins hohe Alter verspielt. Wenn ihnen etwas gegen den Strich geht, können sie gewaltig die Krallen ausfahren. Eine Katze passt gut zum note blog. Ob es nun diese ist? Es ist eine Katze. Was mir auch an Katzen gefällt, ist mit welcher Akribie sie ihr Revier beherrschen, abschreiten und im Griff haben. Diese Kultur der Reinheit und das Schnurren als Ausdruck ihres Wohlfühls gefällt mir auch. Katzen lassen sich eben nicht alles gefallen und sind sehr eigensinnig. Und die große Aufmerksamkeit und Neugierde von Katzen passt auch gut zum note blog. Die Augen und Ohren immer überall zu haben. Und dass sie immer wieder auf die Füße fallen, gefällt mir persönlich natürlich außerordentlich gut. Eine Katze?! Ja, wenn ein Blogtier, dann eine Katze. Welches Tier passt zu deinem Blog – wenn du einen hast? Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 13:58

Freitag, 9. Mai 2008

note Werksverzeichnis: nanny 4 your Kid

Kleinvieh macht bekanntlich auch Mist. In diesem Fall keinen auf der materiellen Seite, aber dafür auf der Ideellen. Und das muss man sich einfach regelmäßig leisten. Sonst kommt das nötige Gleichgewicht in Schräglage. In diesem Fall geht es um eine Agentur für Kinderbetreuung. Welche gern "die" Agentur für Kinderbetreuung werden möchte. Nomen est omen: Nanny 4 your kid. Christiane Mahler-Scharf hat sich vor nicht all zu langer Zeit selbständig gemacht. Respekt. Denn sie hat den sicheren Job als Lehrerin an den Nagel gehängt, um sich ihrer Idee zu widmen - einen besonders guten Kinderbetreuungsservice ins Leben zu rufen. Sie vermittelt Nannies an Familien, weil ihr in ihrer langjährigen Berufstätigkeit immer wieder aufgefallen ist, wie Familien aus dem Gleichgewicht geraten. Weil die Anforderungen im Innen- und Außenverhältnis die Balance innerhalb der Familie aus dem wichtigen Gleichgewicht bringt. Aus diesem einfachen Gedanken ist auch ihre Positionierung entsprungen. Was man bei vielen großen Firmen oft vergeblich sucht, hat sie für sich auf den Punkt gebracht: Family in Balance. Da können sich andere noch eine Scheibe von abschneiden. Aber auch wenn man alles noch so gut und richtig macht, so benötigt jede Unternehmensidee den nötigen Treibstoff in Form von Kapital. Businesspläne stellen eben oft nicht die Realität da und sind eher Schönwettervorhersagen. Denn Zahlen drücken nicht aus, dass die nötigen professionellen Partner ebenfalls Kapital kosten. Gute Köpfe kosten gutes Geld, für gute Ideen. Das ist alles zusammengenommen eigentlich nicht wirklich viel Kapital, aber für ein Start-Up im Kleinformat fast nicht zu bewältigen. Das ist wie einen Grill mit dem letzten Streichholz anzünden. Jeder Euro, der reinkommt, wird umgehend wieder investiert. Aber letztendlich muss man es hinbekommen, mit möglichst wenigen Mitteln, möglichst viel zu leisten und zu erreichen. Auf Unterstützung kann man lange warten. Hilferufe werden in der Liga gerne überhört. Darum muss man andere dafür gewinnen, viel mehr für die eigene Idee zu leisten, als sie dafür bekommen. Das ist ein stündlicher Kampf um Details. Jeden Tag, jede Woche. Nanny 4 your Kid ist so ein kleines Unternehmen, das in seinen Verhältnissen Großes vor hat. Mit Sitz am Starnberger See, im Einzugsgebiet München, Bayern bis in die DACH-Regionen [Deutschland, Österreich, Schweiz] tätig. Ich helfe in diesem Fall gerne, wenn ich kann. Denn mein Wissen und mein Eigentum verpflichtet mich irgendwie dazu, es nicht brachliegen zu lassen, nur weil es sich jemand nicht leisten kann, sondern es einzusetzen. Es ist auch eine gute Schule für mich. Denn ich muss alles so erklären können, dass dies jemanden auf der anderen Seite überzeugt. Aber nur, weil die Zusammenarbeit auf anderen Beinen steht, heißt das nicht, dass es in der Sache nicht beinhart zugehen kann, muss und darf. Es ist auch irgendwie typisch Blogger, dass man den vermeintlich „Kleinen“ lieber unter die Arme greift. Die "Großen" helfen sich schon selbst und gegenseitig. Denn wenn wir es nicht tun, wer dann? Es ist Teil eines neuen Marketingsystems geworden, dass die großen Medien, die großen Budgets, die großen Firmen ihren Platz in der Webwelt suchen und teuer erkaufen müssen. Das gefällt mir so am Internet und an der Bloggerszene, hier trifft man immer wieder auf das besondere und nicht schon wieder auf das, um das man ohnehin nicht drum herum kommt. Also, wer einer kleinen Idee zu einer großartigen Entwicklung verhelfen will, der kann das hier tun. Verlinken und empfehlen Sie Nanny 4 your Kid weiter. Hinweis: Wir wollen uns nicht mit fremden Federn schmücken. Bis auf den Flyer und seinen Inhalten haben wir noch nichts geleistet. Der Internetauftritt ist [noch] nicht von uns. Aber wir werden mit einer Reihe von Ideen und Eurer Unterstützung, die Kuh schon zum fliegen bekommen. Das wäre doch gelacht!

Geschrieben von Christof Hintze in Werkverzeichnis um 09:13

Da kommt nicht mehr viel

Wer mal einen Spaziergang durch alle kulturellen Erungenschaften macht, dem fällt auf, dass vieles vor ziemlich langer Zeit geboren wurde und dem eigentlich nichts mehr hinzuzufügen ist. Was danach kommt, reicht in den wesentlichen Aspekten nie mehr an diese Qualität heran. Vieles wurde und wird eben anders gemacht. So oder so oder ganz anders. Aber so eine völlige perfekte Umsetzung gelingt nur noch selten bis gar nicht. Bei so einem Streifzug durch die wirkliche Perfektion menschlichen Schaffens entdeckt man auch die eigentlichen Beweggründe wieder. Worum ging es eigentlich noch mal? Was war das Ziel zum Beispiel von Design? Die Ziele haben sich verändert. Für viele. An Stellen, an denen früher Aspekte wie Ästhetik, Funktion, Einfachheit, Klarheit bis hin zu Genialität im Vordergrund standen, die einen emotional berührt haben, geben nun andere Ziele den Ton an. Profit, Gewinn, Ertrag, Shareholder Value, Return of Investment, Deckungsbeitrag, Umsatz und Kurse. Die emotionalen Werte der Vergangenheit mussten den rationalen, numerischen Werten der Gegenwart sukzessive weichen. Deshalb sehen die Dinge so aus, wie sie aussehen und deshalb funktionieren diese auch auf ihre rein numerisch orientierte Wertsteigerung und Wertschöpfung. Wenn Mozart heute leben würde und er hätte einen Plattenvertrag, gäbe es die kleine Nachtmusik in 1.000 Varianten nicht mehr. Es gäbe sicher keine eine Oper - viel zu teuer, viel zu aufwendig. Dass man sich Zielen erst mal emotional nähern muss

und das über numerische Werte nicht geht, haben die wenigsten dabei mitbekommen. Wenn man heute eine Idee entwickeln soll, muss oder darf, dann sind die bestimmenden Parameter nicht die Zielsetzung, die Wirkung, sondern die Kosten und das Timing. Somit denkt der Kreative nicht mehr erst kreativ nach sondern erst mal in den numerischen Parametern. Der Business-Plan entscheidet, nicht die Idee. Die niedrigen Produktionskosten überzeugen, nicht die Idee. Die Menge in kurzer Zeit ist entscheidend, nicht die Idee. Somit orientieren sich die wesentlichen Parameter für eine Entscheidung an den falschen Zielen – rein numerischen. Ich weiß nicht, wie oft das Auto im Foto verkauft wurde. Das ist mir auch egal. Aber es berührt mich emotional. Das machen ca. 99% aller Produkte und Dienstleistungen nicht mehr. Ich nehme sie nicht mehr wahr und habe auch nicht das Bedürfnis, weil ich davon ausgehe, dass dieser Aspekt – der Berührung – mir ohnehin fehlt. Und das, was ich sehe, auf so gut wie allen kulturellen und wirtschaftlichen Kanälen, bestätigt meine Befürchtung und mein Desinteresse. Somit bewegt mich diese Entwicklung und dieser Status Quo dann doch in eine Richtung, aber eine andere Richtung. Man beginnt, diese bewegenden Momente selbst zu inszenieren. Im Kleinen. Natürlich sind die Ergebnisse bei weitem nicht so beeindruckend wie das, was in der Vergangenheit geleistet wurde, aber im Vergleich zu dem, was einen umgibt, ist alles, was man selbst macht, zumindest von dem persönlichen Erleben umgeben und begleitet. Die Dinge, die ich selbst mache, orientieren sich nämlich nicht an numerischen Werten sondern an meinem Glücksgefühl. Wie dieser Blog. Wie die Bücher. Und die vielen Dinge, die ich täglich mache. Ich entdecke und erfreue mich an alten emotionalen Zielen, die heute so gut wie keine Rolle mehr spielen bei weitem mehr. Es ist so, als ob man eine Schatztruhe öffnet. Die voller mir noch gänzlich unbekannter Erlebnisse und Begegnungen steckt, die nur darauf warten, von mir erlebt zu werden. Und wenn ich da so drin herumwühle, sehe ich keine Statussymbole, keinen materiellen Luxus, keinen Fernsehen und nichts von alledem. Viele Ziele unserer Zeit ergeben mit Blick in diese Truhe keinen Sinn mehr. Das ausschließliche Streben nach numerischen Werten verliert an Anziehungskraft. Somit kann mein Ziel nur sein, aus beiden Töpfen die für mein Leben relevanten Werte zu schöpfen und diese möglichst im Gleichgewicht zu leben und zu erleben. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Balance Marketing um 08:58

Donnerstag, 8. Mai 2008

Hör doch einfach auf

Die Schuld bei anderen zu suchen. Dich selbst zu überschätzen. Über deine Verhältnisse zu leben. Mit deinem Halbwissen so zu protzen. Dich ständig gehen zu lassen. So unzuverlässig zu sein. Dein ganzes Umfeld von deinen Launen abhängig zu machen. Zu glauben, du kannst alles. Und das auch noch besser. Anderen ständig die Welt zu erklären. Menschen ständig ins Wort zu fallen. So viel und unregelmäßig zu essen. Viel zu viel zu trinken. Dich so wenig zu bewegen. Dich ständig zu beschweren, aber selbst den Hintern nicht hoch zu bekommen. So viel Fernsehen zu sehen. Immer dicker zu werden. Die Fehler immer bei anderen zu suchen. Andere auch immer auf deren Fehler hinzuweisen. Ständig diese unflätigen Wörter zu gebrauchen. Dich über Dinge aufzuregen, die du ohnehin nicht ändern kannst. Umstände zu akzeptieren, obwohl du weißt das diese dir nicht gut bekommen. Ständig gegen deine Überzeugungen zu handeln. Unfreundlich zu Menschen zu sein, von denen du dir keinen Nutzen versprichst. Über Dinge zu reden, von denen du keine Ahnung hast. Despektierlich mit den Wertvorstellungen anderer umzugehen, nur weil du keine hast. Die Meinung anderer zu torpedieren, obwohl du nicht mal eine eigene hast. Alles herum liegen zu lassen. Alles stehen zu lassen. Alles schlecht zu machen, nur weil du keine Lust dazu hast. So unsensibel zu sein. Die wichtigen Entscheidungen ständig vor dir her zu schieben. Mit den Dingen, die man dir anvertraut hat oder die du wie auch immer in Besitz genommen hast, unverantwortlich umzugehen. Gegen deine Überzeugung zu handeln. Die Post ewig liegen zu lassen. Zu glauben, das merkt keiner. Das sieht keiner. Oder das hört keiner. So unkonzentriert zu sein. Ständig wichtige Termine und Namen zu vergessen. Persönlich zu werden und andere anzugreifen, nur weil die mal recht haben und dich an einer schmerzhaften Stelle erwischen. Weg zu sehen. Den Mund zu halten. Nichts zu tun. Immer alles aufzurechnen. Bei Vorfällen, die deine Zivilcourage fordern. Nicht wählen zu gehen. Dein Geld für Blödsinn auszugeben. Anderen deine Hilfe zu verweigern. Nichts mehr dazu lernen zu wollen. So zu rasen und zu hetzen. So ungeduldig zu sein. Blöde Witze zu erzählen. Zu Tisch dir immer als Erstes zu nehmen. Denselben Menschen dieselben Geschichten zum x-ten Mal zu erzählen. Mit Menschen über Menschen zu sprechen, welche diese gar nicht kennen. Ohne Geld vor die Tür zu gehen. Immer den Blick auf dein Handy gerichtet zu haben. Den Bauch einzuziehen. Über andere und anderes zu urteilen, nur weil es dir fremd ist. Alle und alles immer zu bewerten. Zu schmatzen. Zu vergessen, das Klopapier nachzulegen. Zu lüften. Dass andere deinen Mist ständig wegräumen müssen. Dass andere deine Probleme lösen müssen. Dass jeder dich verstehen muss. Dass dein Lebensplan der einzige ist, der was taugt. Zu glauben, dass Du Menschen verändern kannst. Dass deine Geschichten alle brennend interessieren. Dich nicht zu melden. zu glauben, dass keiner sieht, dass deine Sohlen total abgelaufen sind. An den Fingernägeln zu kauen. Dich dumm anzustellen, nur weil du keine Lust hast. Mit Diäten. Diese duseelige Musik zu hören. Ständig Lärm um dich zu haben. Zu viel Parfum zu benutzen. Dich anziehen, als ob du dich verkleidest. Ständig zu labern. Unwichtiges Zeug zu erzählen. Einen schlechten Job bewusst zu machen, obwohl du es besser könntest. Leuten in den Allerwertesten zu kriechen, die du eigentlich verabscheust. Lose Bekannte gute Freunde zu nennen. Dich zu betrügen. Zu lügen. So zu tun als fällst du aus allen Wolken, dabei musstest du damit rechnen. Zu Glauben der Zweck heiligt die Mittel. Deinen Vorteil ständig auf Kosten anderer zu suchen. Nachts immer wieder an den Kühlschrank zu gehen. Ohne Zähneputzen ins Bett zu gehen. Keine frische Sachen anzuziehen. Abweisend zu Menschen zu sein, die deine Nähe wünschen. Unfreundlich und Wortkarg zu sein. Dinge zu bestellen die du eigentlich nicht willst. Dinge zu konsumieren, die du eigentlich schon nicht bestellen wolltest. Immer allen verlickern zu wollen, dass du immer das Beste und Größte erlebt hast. Das alles in bester Ordnung sei. Nur den Sportteil zu lesen. Ständig die Fernbedienung haben zu wollen. Beim Essen ständig aufzustehen. Anderen immer aufzufordern dich an etwas zu erinnern. Oberflächlich zu sein. Zu Glauben das Geld dein eigentliches Problem auf einen Schlag lösen würde. Das deine Gesundheit ein immer währendes Geschenk ist. Dass Freundschaften auf Selbstverständlichkeit aufbauen. Ständig zu vergessen „Danke“ „Bitte“ und „Entschuldigung“ zu sagen. Das andere immer den ersten Schritt tun müssen. Das sich alle an dich erinnern müssen. Die Wahrheit immer deiner Wirklichkeit anzupassen. So Dünnhäutig zu sein. Deine Dinge nicht zu erledigen. Auszuweichen. Alle gefallen zu wollen. Dich damit zu begnügen so zu bleiben wie du bist. Nur deinen eigenen Pläne und Ideen umzusetzen. Intolerant und egoistisch zu sein. Nachtragend zu sein. Kleinlich zu sein. Unpünktlich zu sein. Verschwendersich zu sein. Genau an dem Punkt immer wieder aufzugeben, wenn es wirklich um die Sache geht. Die Flinte ins Korn zu werfen nur weil anstrengend wird. Deine eigenen Lebenlügen anzufangen wirklich auch noch selbst zu glauben. Angst zu haben den echten Tatsachen in die Augen zu blicken. Zu denken jeder müsste dich zu 100% verstehen. Und fang mit Allem am besten genau jetzt an. Denn es ist eigentlich nie zu spät.

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 07:46

Mittwoch, 7. Mai 2008

Weitverbreitet: Schwellenangst in der Werbung

Das größte Hindernis für gute Werbung ist die jeweilige Schwellenangst. Das ist kein reines Kundenproblem, sondern es beginnt meist schon in der Agentur. Es ist die Befürchtung, dass etwas bis alles nicht verstanden wird und somit die Idee die Wirkung verfehlen muss. Diesem subjektiven, unbegründeten, haltlosen, unbewiesenen Phänomen begegnet man vor allem immer dann, wenn die Kommunikation kein reiner Monolog ist, sondern zum Dialog mit dem Betrachter auffordert. Wenn die Kommunikation erst durch die Reaktion des Betrachters zielführend ist. Solche Ideen, die keinerlei Wirkung beim Betrachter entfalten, haben es erheblich schwerer. Ideen, die einfach alles aus Sicht des Absenders sagen, mit der Hoffnung, dass der Adressat es auch genau so aufnimmt. Dieses Aufnehmen ist nur verbunden mit dem angesprochenen Dialog. Denn der Adressat muss es ja lesen, sehen, hören oder was auch immer. Und das muss er wollen. Und dem Wollen muss auch noch eine Verarbeitung folgen, welche die Botschaften abrufbar macht. Aber dieser wichtige Dialog wird in der Regel aus der Idee gestrichen. Er verkümmert zum reinen Monolog, der natürlich völlig wirkungslos verpufft - egal, wie groß die Werbeaufwendungen auch sind. Auch in der Kommunikation gilt: Null mal Null ist Null. Und zwei Millionen mal Null ist auch Null. Diese Schwellenangst wird nur von ganz Wenigen bewusst immer und immer wieder überwunden. Man kann es auf einen einfachen Nenner bringen - von den Erfolgreichen. Es ist eben die große Kunst der guten Werbung, seiner Zielgruppe immer und immer wieder etwas zuzumuten, so dass diese die Schwellenangst überwinden muss, um in den so wichtigen Dialog einzutreten. Es ist ein wenig so wie mit Exportbieren. Die schmecken nicht ohne Grund nach nichts, damit keine Schwellenangst einen Konsumenten abschreckt. Einen, der da sagen könnte, dass ist aber süß, oder herb oder was auch immer. Somit wird mit dem Produkt kein Geschmack mehr verbunden sondern nur noch ein Lebensgefühl. Eines, das gerade zur Hand war, noch nicht belegt oder einem plausibel vorkommt. Somit ist die meiste Werbung wie geschmackloses Exportbier. Es bleibt nichts hängen. Keine Erinnerung. Nichts. Aber als Marke muss es das Ziel sein, relevant zu sein, wenn es um die Kaufentscheidung geht. Die Zielgruppe muss sich an etwas erinnern. Sonst verbindet sie mit dem Produkt oder der Dienstleistung keinerlei Wertemodell und nimmt das nächste oder billigste. Somit ist die schönste Frage, die einem in Bezug auf eine Idee in Sachen Werbung begegnen kann: "Versteht man das?" Es ist der Beweis für Dialog, Auseinandersetzung, Begegnung und somit für Wirkung. Ein Beispiel. Würde ein Fitnessstudio an einer stark befahrenen Straße ein Plakat aufhängen, auf dem sinngemäß steht „We make you feel better“ und man sieht darauf eine dieser wunderbaren Frauen an einem Trainingsgerät. Oder ein Plakat auf dem zum ankreuzen steht: "Heute fühle ich mich beschissen. Heute fühle ich mich ganz gut. Heute fühle ich mich fantastisch." Verbunden mit der Auflösung: fantastic feeling – every day. Und man sieht jemanden, der glücklich vor Erschöpfung nach dem Sport duscht und das Wasser fließt über sein völlig zufriedenes Gesicht - dann lösen wir genau den beschriebenen Effekt aus. Denn die Leute fahren jeden Tag an diesem Tag vorbei und fangen an, sich die Frage zu beantworten: "Ich fühle mich heute..." Somit beginnt der so wichtige Dialog, der genau das auslösen kann, was Kommunikation leisten soll. Aber was passiert. Auf dem Plakat 1 wird man zunehmend mehr Informationen unterbringen. Auf 400 Quadratmeter. 24 Stunden geöffnet. 3 Monate trainieren nur 2 zahlen....Und alle Informationen verfehlen ihre Wirkung und mindern zudem noch den Wert des Angebots in Preis und Leistung. Wer seine Zielgruppe kommunikativ involviert und mit ihr in einen Dialog tritt, der schafft die besten Voraussetzungen für eine erwünschte Wirkung. Wer das nicht beherzt und seiner Zielgruppe keinen Dialog zutraut, sondern nur Monologe zumutet, der wird mit der Werbung nichts erzielen. Außer eine Agentur ein wenig reicher gemacht zu haben. Also keine Angst vor der Begegnung, Überwindung, Schwelle – die kleine Überwindung vom Monolog zum Dialog ist genau der Unterschied zwischen wirkungslos und wirkungsvoll. Probieren Sie es mal. Oder machen Sie weiter so. Und wenn Ihre Agentur das nicht kann. Ich kenn da einen.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:13

Dienstag, 6. Mai 2008

Frank hatte Geburtstag - Gestern noch so bis 23.59 Uhr

Prost Frank! Wer gratulieren wollte, der konnte das machen: Dort. Oder doch besser da. Hier nicht unbedingt. Oder einfach doch gleich so: das-ist-aber-n@marketing-blog.biz Ging aber nur wie gesagt bis Gestern um 23.59 Uhr. Warum Frank gratulieren? Weil es ohne ihn diesen Blog nicht gäbe. Und weil es ohne ihn die Bloghütte nicht gäbe. Und...und...und ... Ach so, ihr seit echt spät dran! Ich habe natürlich schon läääängst gratuliert.

Geschrieben von Christof Hintze in Spontaneitäten um 18:43

Montag, 5. Mai 2008

Es können doch unmöglich alle die erste Geige spielen

Die Summe des sinnvollen Führungspersonals ist begrenzt. So wie jedes Orchester nur jeweils eine erste Geige braucht. Aber das genügt offensichtlich nicht. Somit gibt es in der Wirtschaft viele erste Geigen. Und es werden ständig mehr. Es gibt in einigen Firmen fast mehr erste Geigen als alles andere, hat man den Eindruck. Die Arbeit müssen die Praktikanten und die Auszubildenden machen und wer sich sonst für wenig bis nichts ins Zeug legt. Aber erste Geigen gibt es im Übermaß und Überfluss. So lässt man sich auch klangvolle Namen einfallen, damit die ersten Geigen sich auch fühlen wie erste Geigen. Die Amerikaner haben das Problem einfach gelöst. Alle "Möchte-gern-erste-Geigen" heißen Vize Präsident. Und alle echten ersten Geigen heißen CEO. Somit ist nur abzuwarten, bis die "Möchte-gern-erste-Geigen" hinter den Schwindel kommen und darauf bestehen, sich auch CEO schimpfen zu dürfen. Dann lassen sich die Amerikaner sicher wieder etwas einfallen das funktioniert. Wir hier sind da nicht so schlau. Die Bezeichnungen aller Geigen ist so kompliziert, dass man nicht mehr weiß, hat man es mit dem Hausmeister oder dem Geschäftsführer zu tun. Auch du bist eine erste Geige. Ganz bestimmt. Ganz sicher. Also, da hätten wir dann noch eine erste Geige und noch eine und noch eine und noch einen. Wie klingt eigentlich Musik, wenn nur erste Geigen spielen? Das klingt so, als ob eine Fußballmannschaft mit elf Oliver Kahns spielen würde – furchtbar. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 19:50

Erlegen oder Gewinnen?

Wie kommt man an Kunden? An die Richtigen, in der richtigen Menge? Die auch noch bleiben. Und immer wieder nachkommen. Die überglücklich sind. Und ebenso zufrieden. Die einen schätzen. Die einen gerne weiter empfehlen. Die bei dem, was sie bekommen und dafür zahlen, immer das gute Gefühl haben, weitaus mehr erhalten zu haben, als es der materielle Wert alleine aussagt. Die höflich sind. Freundlich. Die einen immer und immer wieder motivieren, noch besser zu werden. Die einen mit Lust und Leidenschaft anstecken. Für die man gerne Verantwortung übernimmt. Die sich aufrichtig über das freuen, was man ihnen anbietet und umsetzt. Die einem offen Anerkennung zollen. Mit denen man Gemeinsamkeiten gerne pflegt. Die eine optimale Kommunikation verwirklichen. Und die sich ebenso darüber freuen, dass man verdientermaßen Geld damit verdient? Erlegt man solche Kunden? Nein wohl kaum. Man muss den harten, langen und aufwändigen Weg gehen, solche Qualitäten für sich zu gewinnen. Denn wer Kunden nur für sich erlegt, der hat auf der einen Seite sicher sein gutes, bis sehr gutes Auskommen damit. Aber ihm fehlt die andere Hälfte, die der Gemeinsamkeit. Wer einen Kunden erlegt und ihn ausnimmt, der hat nur einen zeitlich begrenzten Nutzen davon. Somit muss man immer und immer wieder das gleiche Rad drehen. Wer es aber schafft, Kunden für sich zu gewinnen, der geht, lebt und erlebt einen langen Weg mit diesen gemeinsam. Ich weiß, dass dies schöner und besser ist. Ich weiß. Ich. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Human Marketing um 07:40

Donnerstag, 1. Mai 2008

Entfaltung

Der Wunsch zur Entfaltung ist wohl Jedem mal gekommen. Der eine verwirft ihn. Anderen wird er verworfen. Denn Entfaltung hat offensichtlich viel mit Freiheit zu tun. Sich entfalten können, ist somit abhängig wie dicht man an Anderem und Anderen steht. Große Freiheit und große Entfaltung hat somit viel mit Einsamkeit zu tun. Mit sich allein sein, wollen, können und sollen. Einsamkeit als Voraussetzung für diese Art von Entfaltung. So dass Kompromisse aller Art entfallen. Dass Nichts die natürliche Entwicklung beeinflusst. Diese Art von Menschen kommt zwar in den persönlichen Genuss der vollkommenen persönlichen Entfaltung. Aber der Preis dafür ist, wie gesagt, nicht gering. Es ist die Einsamkeit. Denn man steht offensichtlich meist alleine da. Mit seinen Wünschen, Vorstellungen, Hoffungen, Befürchtungen und allen anderen Gedanken und Gefühlen die einem so durch den Kopf gehen, bis hin durch den Magen, den Rücken rauf und runter von den Haar- bis in die Fußspitzen. Zu alledem muss man sich eine eigene Meinung bilden. Eigene Entscheidungen treffen. Man muss eben sehr eigen sein, um überhaupt Freiheit gebrauchen und nutzen zu können, im Sinne von Entfaltung. Denke ich. Ich kann aber auch irren. Ich für meinen Teil möchte so viel Entfaltung dann lieber doch nicht und stehe lieber im Wald. Neben ihm, dir, ihr...

Geschrieben von Christof Hintze in Menschen um 10:43